

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badarô Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 26

São Paulo, 21. Dezember 1912

IX. Jahrg

Zur gefälligen Beachtung.

Wir sehen uns leider gezwungen, die säumigen Zahler nochmals aufzuordern, ihr rückständiges Abonnement doch endlich einsenden zu wollen, widrigenfalls wir die Zusendung des Blattes einstellen und die Ausständigen öffentlich in der Zeitung zur Zahlung auffordern werden.

Prinzregent Luitpold ❖

Gestern abend übermittelte der Telegraph uns die Kunde, daß Prinzregent Luitpold von Bayern verstorben sei. Wir hatten nichts von einer Erkrankung des Fürsten gehört, aber er befand sich in einem Alter, daß die Todesnachricht nicht überraschen konnte, war er doch der älteste Fürst nicht nur Deutschlands, sondern überhaupt.

Im ersten Jahre unseres Jahrhunderts hatte er bereits die Altersgrenze überschritten, die die Bibel dem Menschenleben setzt. Am 12. März 1901 vollendete der im Jahre 1821 zu Würzburg, der alten Frankenhauptstadt, als dritter Sohn des damaligen Kronprinzen Ludwig, späteren Königs Ludwig I. von Bayern, geborene Prinz Luitpold von Bayern sein achtzigstes Lebensjahr. In den Huldigungen, die ihm an diesem Tage von dem Bayernvolke, mit der Bürgerschaft der Haupt- und Residenzstadt München an der Spitze, und von den deutschen Bundesfürsten dargebracht wurden, kamen die Liebe und Verehrung, deren sich das Haupt des Hauses Wittelsbach während seiner ganzen Regententätigkeit in reichem Maße zu erfreuen gehabt hat, in würdigen und schönen Formen zum Ausdruck.

In seiner Wiege konnte niemand ahnen, daß Prinz Luitpold demaleinst berufen sein würde, die Regierung Bayerns zu übernehmen. Bei seiner Geburt weilte sein Vater, Kronprinz Ludwig, in Rom. Als ihm dort die Botschaft, daß ihm seine Gemahlin, die Kronprinzessin Therese, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, sein fünftes Kind geschenkt habe, verkündet wurde, sprang er in allen Zimmern herum, erzählte jedem von seiner

Begleitung sein Glück und umarmte seinen Leibarzt Dr. Ringseis im Uebermaß seiner Freude.

Bis zur Thronbesteigung seines Vaters im Jahre 1825 weilte Prinz Luitpold teils in Würzburg, teils in lieblich gelegenen Brückenau oder in Aschaffenburg. Dann siedelte er mit den Eltern in die Residenz, nach München, über. Wie allen seinen Kindern, so ließ König Ludwig I. auch seinem Sohne Luitpold eine sorgfältige Erziehung zuteil werden. Und er hatte Freude an ihm. So schrieb er 1838 seinem zweiten Sohne Otto, der 1832 zum Könige von Griechenland ernannt worden war: „Luitpold macht sich brav und war es, richtiger zu sagen, immer.“ Und es klingt wie eine Ahnung der zukünftigen Bestimmung seines dritten Sohnes, wenn der König an Otto von Griechenland schreibt: „Luitpold erlangt alle erforderlichen Kenntnisse, auf daß er, sollte er einstmals auf den Thron gelangen, wohl dazu vorbereitet ist.“

Wie sehr der Vater dem Prinzen Luitpold zugetan war, und welche Freude der Sohn den Eltern bereitete, bezeugen folgende Distichen, die der König an den Prinzen zu dessen 22. Geburtstag, am 12. März 1843, richtete:

„Nie, mein Luitpold, habe auf dich ich jemals gedichtet,
Und gedichtet ist nicht, heiße fürtrefflich ich dich.
Zweiundzwanzig Jahre sind dir schon geworden, doch niemals
Hast du die Eltern gekränkt. Freude bereitend allein.
Wie ein Bach, sanft fließend durch blumige liebe Auen,
Floß dein Leben bis jetzt, milde und heiter zugleich.
Möge kein Sturm ihn trüben, den klaren kristallinen Spiegel,
Bis zu der Ewigkeit Meer rinne er freundlich dahin.“

Inzwischen war Prinz Luitpold, der an seinem vierzehnten Geburtstage, am 12. März 1835, vom Vater bereits zum Hauptmann im 1. Bayrischen Artillerie-Regiment ernannt worden war, mit seiner Großjährigkeitserklärung am 12. März 1839 in den aktiven Heeresdienst eingetreten und am 1. November 1839, seinem Namenstage, zum Oberstinhaber des 1. Artillerie-Regiments ernannt worden, mit der Befugnis, es kommandieren zu dürfen. Diese Befugnis hatte er vom 17. Mai bis 23. August 1841 persönlich ausgeübt. Dann führte er das Infanterie-Leibregiment und später das 1. Kürassier-Regiment, bis

er am 15. Dezember 1843 zum Generalmajor ernannt und mit dem Referat über Artillerie im Kriegsministerium betraut wurde.

In den folgenden Jahren unternahm Prinz Luitpold verschiedene größere Reisen nach Italien, Spanien, Portugal, Marokko, in die Türkei, nach Kleinasien, Aegypten und Griechenland. Auf seiner ersten Reise nach Italien im Oktober 1841 lernte er in Neapel die Prinzessin Anguste von Toskana, Erzherzogin von Oesterreich, kennen, mit der er sich am 15. April 1844 im Dom zu Florenz vermählte und in zwanzigjähriger glücklicher Ehe lebte. Sie war geboren am 1. April 1825 und starb am 26. April 1864, nachdem sie ihrem Gemahl vier Kinder geschenkt hatte: die Prinzen Ludwig, geb. 5. Januar 1845, Leopold, geb. 9. Februar 1846, Arnulf, geb. 6. Juli 1852, und die Prinzessin Therese, geb. 12. November 1850.

Als König Ludwig I. infolge der wegen seiner Beziehungen zu der Tänzerin Lola Montez in München ausgebrochenen Unruhen am 20. März 1848 die Regierung zugunsten seines ältesten Sohnes niedergelegt und dieser als Maximilian II. den bayrischen Königsthron bestiegen hatte, wurde Prinz Luitpold als Generalleutnant und Korpskommandant an die Spitze der gesamten bayrischen Artillerie gestellt. Am 4. August 1851 erfolgte seine Ernennung zum Kommandanten der 1. Armee-Division. Als solcher machte er die Mobilmachung von 1859 mit, bei der allerlei Schäden im bayrischen Heerwesen offenbar wurden. Um die notwendigen Reformen zu beraten, wurde eine Kommission eingesetzt, an deren Spitze Prinz Luitpold — seit dem 6. Juni 1861 Feldzeugmeister — trat.

Als treuer Berater hat Prinz Luitpold seinem königlichen Bruder bis zu dessen am 10. März 1864 erfolgten Tode zur Seite gestanden, und oft hatte er ihn in wichtigen Regierungsgeschäften zu vertreten, besonders in den Staatsratssitzungen, in denen alle Gesetzentwürfe, bevor sie an den Landtag gelangen und dann nachdem dieser darüber beschlossen hat, eingehend vorberaten oder nachgeprüft werden. Wie dem Bruder, so ist Prinz Luitpold auch dessen Sohn und Nachfolger, dem Könige Ludwig II., jederzeit ein treuer Freund und Berater gewesen; und je mehr sich der König nach und nach von den eigentlichen Regierungsgeschäften zurückzog, desto mehr lag die militärische und gesetzgeberische Seite der Regierungstätigkeit in den Händen seines Oheims insofern, als dieser den Vorsitz in den Militärkommissionen und im Staatsrate führte.

Als 1866 der Entscheidungskampf zwischen Preussen und Oesterreich um die Vorherrschaft in Deutschland ausgebrochen und Bayern auf die Seite Oesterreichs getreten war, wurde dem Prinzen Luitpold zuerst die Wahrnehmung der Generalinspektion über die nicht mobilen Truppen und später das Kommando über die in der Bildung begriffene Reservedivision übertragen. Als dann im Gefechte bei Kissingen am 10. Juli 1866 der Führer der 3. Division gefallen war, trat Prinz Luitpold an die Spitze dieses Truppenteils. Am 25. Juli 1866 kämpfte er bei Helmstadt gegen die Preußen. Nach mehrstündigem heftigem Gefechte mußte sich aber die schwache 3. Division unter beträchtlichen Verlusten zurückziehen. Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinzen Luitpold, war dabei an der Seite seines Vaters schwer verwundet worden.

Nach dem Friedensschlusse begann die Umgestaltung des bayrischen Heerwesens auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht und nach dem Vorbilde des preußischen Heeres. An diesen Arbeiten nahm Prinz Luitpold den regsten Anteil, zuerst als

interimistischer, vom 8. Januar 1869 als wirklicher Generalinspektor der bayrischen Armee.

Den Feldzug gegen Frankreich von 1870 und 1871 machte er im Großen Hauptquartier König Wilhelms I. von Preußen mit, in das er sich am 1. August 1870 nach Mainz begeben hatte. In Versailles überreichte er am 3. Dezember 1870 König Wilhelm I. den berühmten Brief, worin König Ludwig II. von Bayern den Preußenkönig zur Wiederherstellung der Deutschen Kaiserwürde aufforderte. Und wie am 18. Oktober 1861 der Königskrönung Wilhelms I., so wohnte Prinz Luitpold als Vertreter des Königs von Bayern am 18. Januar 1871 im französischen Königsschlosse zu Versailles der Proklamation Wilhelms I. zum Deutschen Kaiser bei.

Am 30. März 1876 wurde Prinz Luitpold zum General-Feldzeugmeister ernannt. Er war nun, da sich der König immer weniger um die Heeresleitung kümmerte, der eigentliche Chef der bayrischen Armee. Zehn Jahre später wurde er es tatsächlich, nachdem ihn der Geisteszustand seines königlichen Neffen am 10. Juni 1886 veranlaßt hatte, die Regentschaft Bayerns zu übernehmen. Als dann König Ludwig II. am 13. Juni 1886 im Starnberger See beim Schloßberg seinen tragischen Tod gefunden hatte, mußte Prinz Luitpold auch die Regentschaft für den geistesumnachteten Bruder und Nachfolger Ludwigs II., König Otto, weiterführen.

Sechszwanzig Jahre hat Prinzregent Luitpold regiert und in diesen langen Jahren hat er nur Freunde, nur Verehrer, nur eine wahre Zuneigung seines braven Bayernvolkes erworben. Im ganzen Bayernlande hatte Luitpold keinen Feind; es war ihm gegeben, alle für sich zu gewinnen, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, den Adeligen und den Bürgersmann. Nun hat er seinen langen Weg beendet und Bayern sowie auch ganz Deutschland hüllen sich in Trauer, denn ein guter Mann, ein Mann von altem Schrot und Korn, ein Charakter von seltener Geradheit und Biederkeit ist aus der Welt geschieden.

Wochenschau.

Ueber Oesterreich-Ungarn hatten verschiedene Zeitungen die Nachricht verbreitet, daß die Offiziere des Heeres darauf dringen, daß die Regierung auf alle Verhandlungen verzichte und eine kriegerische Lösung der Frage herbeiführe. Auf diese Veröffentlichungen hin hat der neue Chef des Generalstabes, General Hoetzendorf, erklärt, daß in Oesterreich-Ungarn das Ministerium die Politik macht und nicht das Offizierkorps. Die Offiziere erwarteten die Befehle ihrer Vorgesetzten und dächten gar nicht daran, die Regierung irgendwie zu beeinflussen, was ja auch gar nicht ihres Amtes sei. Von einer anderen Seite wird ebenso kategorisch erklärt, daß Oesterreich-Ungarn sich absolut nicht bedroht fühle. Es werde sich auf der Konferenz vertreten lassen und erwarte bestimmt, daß die Verhandlung die Lösung aller Fragen herbeiführen werde. Daß Oesterreich-Ungarn daran denke, Serbien anzugreifen, sei nur eine müßige Erfindung, denn es sei von österr.-ungar. Seite noch kein Schritt unternommen worden, der als eine Feindseligkeit gegen das benachbarte Balkanland hätte gedeutet werden können. Diese entschiedene Sprache hat den besten Eindruck gemacht und man bedauert nur, daß diese Worte nicht schon früher gesprochen wurden.

Eine wichtige Konferenz fand in Wien statt.

Der russische Botschafter in Konstantinopel, Graf Nikolaus von Giers, der sich in Wien aufhält, erbat eine Audienz beim Kaiser Franz Joseph und sprach mit ihm sehr lange über den Balkankrieg. Am Schlusse dieser Auseinandersetzung, in der Graf von Giers die russische Politik Punkt für Punkt darlegte, äußerte sich der Monarch, daß die Haltung Rußlands auf der ganzen Linie eine sehr korrekt gewesen sei. Am selben Tage wurde in Berlin bekanntgegeben, daß die Spezialwünsche Serbiens von keiner einzigen Großmacht unterstützt werden. Damit wäre die Verständigung zwischen den beiden nächstbeteiligten Mächten, Rußland und Oesterreich-Ungarn, so weit gediehen, daß man den Konflikt als beseitigt betrachten kann. Schon am Sonnabend lagen hier Meldungen vor, daß Sasonow mit Berchtold liebäugelte, und diese Meldungen haben sich nun bestätigt, denn Giers kann ja nur im Auftrage seines Chefs nach Wien gefahren sein, um Kaiser Franz Josef die russische Politik zu erklären. Diesem Schritt muß eine Verständigung mit dem österreichischen Minister des Aeußern vorausgegangen sein.

Welche von den beiden Mächten hat nun nachgegeben und welche kann sich die Wendung der Dinge als Erfolg zuschreiben? Wer die Vorgänge vom Anfang an verfolgt hat, der wird, an diesem Punkt angelangt, sagen müssen, daß hier von einem Nachgeben nicht die Rede sein kann. Vom ersten Tage an verfolgte Sasonow mit der größten Hartnäckigkeit sein Ziel. Er wollte Oesterreich-Ungarn um jeden Preis von seiner traditionellen Balkanpolitik abbringen und dies ist ihm jetzt gelungen, denn der österreichische Kaiser selbst hat die russische Politik gutgeheißen und damit ist Sasonow auf dem Punkt angelangt, auf den er kommen wollte. Haben sich beide Mächte verständigt, so müssen sie nun zusammen vorgehen; geschieht das, dann kann die Erledigung der Balkanfrage nicht mehr weit sein, und zwar eine Erledigung ohne Pulver und Blei.

Die Konferenz in London kann — die Wiener Meldung als in allen Stücken wahr vorausgesetzt — nur noch Detailarbeit leisten, denn sie muß auf der in Wien gelegten Grundlage weiterbauen.

In Sofia wurde das bulgarische Parlament mit einer Thronrede des Königs Ferdinand eröffnet. In dieser Thronrede wurde die Balkanfrage sehr genau behandelt, und auch in ihr kam zum Ausdruck, daß der Krieg so gut wie beendet betrachtet werden könne. Ob König Ferdinand die sehr wichtige Frage der Gründung eines Balkanbundes in seiner Thronrede erwähnt hat, ist aus den Telegrammen nicht ersichtlich.

Die Friedenskonferenz wurde am Montag im St. James-Palast in London eröffnet. Zuerst trafen die türkischen Vertreter ein und darauf kamen auch die Delegierten der anderen Nationen. Bei der Eröffnung der Konferenz hielt der englische Minister des Aeußern, Herr Eduard Grey, eine kurze Ansprache in französischer Sprache. Er ließ die Delegierten im Namen des Königs herzlich willkommen und wünschte der Konferenz den besten Erfolg. Nach ihm ergriff der Chef der bulgarischen Delegation, Herr Danjew, das Wort. Er bediente sich ebenfalls der französischen Sprache und auch er schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Arbeiten der Konferenz vom besten Erfolg begleitet sein mögen. Nachher wurde Herr Grey zum Ehrenpräsidenten der Konferenz gewählt; einer eigentlich leitenden Präsidenten wird die Konferenz nicht haben, sondern es werden die Chefs der einzelnen Vertretungen in alphabetischer Ordnung die Sitzungen leiten.

In Berlin herrscht die Ansicht vor, daß die Großmächte sich einigen werden; auf die Balkanverbündeten und die Türken wird diese Ansicht aber nicht ausgedehnt, denn man befürchtet, daß die Vertreter der Balkanländer, mit Danjew an der Spitze, mehr verlangen werden als die Türkei bewilligen kann. Diese Ansicht wird auch in Rom geteilt. Man hofft, daß die guten Beziehungen Italiens zu den anderen Mächten und die Mäßigung, deren sich gegenwärtig Oesterreich-Ungarn befleißigt, einen Konflikt der Großmächte verhüten werden.

Die Friedenskonferenz tagte am 17. ds. unter dem Vorsitz Dr. Danjews. Die Botschafter blieben dreieinhalb Stunden zusammen. Die Großmächte haben keine Spezialbevollmächtigte nach London gesandt, sondern ihre Botschafter am englischen Hofe mit der Führung der Verhandlungen beauftragt. Der Vertreter Deutschlands ist also Prinz Lichnowsky, Oesterreich-Ungarns Graf Mensdorff Pouilly, Rußlands Graf Benckendorff und Italiens Marchese Imperiali; England ist durch den Minister des Aeußern, Herrn Eduard Grey, vertreten und Frankreich durch Paul Cambon. — Die türkischen Vertreter haben bekanntgegeben, daß sie von der Regierung den Auftrag haben, nur mit den Delegierten Bulgariens, Serbiens und Montenegros zu verhandeln; mit den Vertretern Griechenlands, das noch keinen Waffenstillstand geschlossen, könnten sie nicht in Verhandlungen treten. Nach dieser Eröffnung beschloß die Konferenz, bei der Pforte selbst ergänzende Informationen einzuholen, und darauf wurde die Sitzung auf Donnerstag vertagt. Heute, Mittwoch, werden nur die Vertreter der Großmächte zusammenkommen.

Nachdem die vielgenannte Konferenz zusammengetreten ist, haben die politischen Astrologen ihre Beobachtungen eingestellt und geben nicht mehr ihre Anschauungen zum besten. In den nächsten Tagen muß sich so wie so alles entscheiden und deshalb ist die Zeit nicht mehr geeignet, Vermutungen auszusprechen, denn diese können jeden Augenblick widerlegt werden. Daß die Großmächte keine Spezialdelegierten ernannten, wurde wohl nicht erwartet, denn für solche außerordentliche Ereignisse pflegt man in der Regel auch außerordentliche Ernennungen zu machen. Nachdem die in London beglaubigten Botschafter mit der Erledigung der Mission beauftragt worden sind, hat man bereits den Eindruck, daß die Großmächte die friedlichsten Absichten haben, denn in London sitzen seit jeher die Friedensonkel beisammen. Der deutsche Vertreter mit dem slawischen Namen Lichnowsky ist als erklärter Friedensfreund bekannt; der Russe mit dem deutschen Namen Benckendorff genießt denselben Ruf und ihm werden große Sympathien für Deutschland nachgerühmt. Der Franzose Paul Cambon sei für das Deutsche Reich nicht besonders begeistert und er wirke im Stillen für die sogenannte Einkreisung, aber in diesem Falle hat er weniger zu sagen als sein Kollege Benckendorff, denn Frankreich ist in der Balkanangelegenheit hauptsächlich der Verbündete Rußlands. Der österreichisch-ungarische Botschafter Mensdorff Pouilly und der Italiener Imperiali sind in der Welt weniger bekannt, aber es ist zu erwarten, daß sie mit ihrem Kollegen Lichnowsky zusammengehen werden. Ein wirklich mit allen Oelen gesalbter Diplomat wie Tscharikow ist in der Konferenz nicht — die genannten Botschafter sind alle mehr oder weniger ruhige Herren, die ihre Diplomatenaufgabe nicht gerade darin erblicken, die Welt hinters Licht zu führen.

* * *

Die am Salpeterhandel beteiligten Bremer Firmen haben in Chile umfangreiche Salpeterfundstätt

ten erworben und sich zu einem Konsortium zusammengeschlossen. Das Konsortium plant die Aufnahme einer Anleihe, um den Betrieb bedeutend zu vergrößern.

In ihrer letzten politischen Wochenchronik wies die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ auf die Möglichkeit neuer Kreditforderungen für die Armee hin und fügte hinzu, daß die verworrene politische Lage in Europa eine Erhöhung des Mannschaftsbestandes erheische. Tatsächlich ist dem Reichstage eine Vorlage betreffend Bewilligung von 17 Millionen Mk. für Armeezwecke zugegangen. Der Betrag soll hauptsächlich für die Vergrößerung der Luftflotte und Vervollständigung der Artillerie und Kavallerie verwendet werden.

In Berliner Börsenkreisen verlautet, daß die neue österreichisch-ungarische Anleihe, welche in Deutschland begeben werden sollte, in den Vereinigten Staaten platziert werden wird. Die in Europa infolge des Balkankrieges herrschende Geldknappheit läßt diese veränderte Disposition geboten erscheinen.

Deutschland ist durch den Tod des Prinzregenten Luitpold von Bayern in tiefe Trauer versetzt. Aus allen Gegenden des Reiches treffen Trauertelegramme ein. Alle Zeitungen bringen sehr warm empfundene Nachrufe. Dem Reichstag wurde das Ableben des Dekans der deutschen Fürsten durch den Präsidenten, Herrn Johannes Kämpf, mitgeteilt, der auf den Verstorbenen eine Lobrede hielt. Darauf wurde die Sitzung des Reichstages geschlossen; das Parlament wird erst am 8. Januar wieder zusammentreten.

Der neue bayr. Regent Prinz Ludwig nahm an der Landesgrenze die Beileidsbezeugungen der Minister, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, entgegen. Unter dem Geleit der Minister reiste der Regent nach München. Auf dem dortigen Zentralbahnhof hatten sich zu seinem Empfange mehrere Mitglieder der königlichen Familie und hohe Hofwürdenträger eingefunden. Kurz darauf unterzeichnete der Regent eine Proklamation an das Volk und begab sich sodann ins Schloß, wo er vor der Leiche seines Vaters niederkniete und betete. Der Leichnam ist bereits einbalsamiert worden. Die Beisetzung soll am 19. d. M. stattfinden. Der Kaiser und der König von Sachsen werden den Beisetzungsfeierlichkeiten beiwohnen.

In Paris fand man in der von ihm bewohnten Hütte den unter dem Namen Vater Daniel stadtbekannten Bettler tot vor. Die Ratten, mit welchen er zusammen gehaust, hatten ihm das Gesicht angenagt. In seiner Hand hielt er den Schlüssel zu einem vom „Credit Lyonnais“ gelieferten Koffer. Als man diesen Koffer öffnete, fand man darin Titel im Werte von mehr als 1 Million Franken. Der Bettler war 85 Jahre alt.

In Rom trat am Sonnabend das Kollegium der Staatswissenschaft und kolonialer Angelegenheiten zu einer Beratung über Auswanderungsfragen zusammen. Den Vorsitz führte Marquis di Bugnano. Namentlich beschäftigte man sich mit der Hinzögerung der Regulierung von Hinterlassenschaften von im Auslande verstorbenen Italienern, worüber fortgesetzt Klagen geführt werden. Es wurde einstimmig beschlossen, bei der Regierung anzuregen, den Auswanderern juristischen Beistand zu leisten, den in Italien zurückgebliebenen Angehörigen von Auswanderern ausreichenden Schutz angedeihen zu lassen, die Konkurrenz der fremden Reedereien im Auswanderertransport möglichst zu verhindern und den im Etat für Zwecke des Auswandererschutzes ausgeworfenen Betrag ausschließlich dafür zu verwenden. Ferner soll die Regierung ange-

gangen werden, den übrigen Auswanderungsproblemen ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

„Financial Times“ kommen auf die Gerüchte über das baldige Zustandekommen einer Verständigung zwischen der S. Paulo und der Brazil Railway Co. zurück und kündigen an, daß die Verhandlungen zu einem befriedigenden Resultat führen werden. Das Blatt fügt hinzu, daß die Brazil Railway Co. davon Abstand nehmen werde, die projektierte Linie von Mayrink nach Santos zu bauen. Die Beteiligung der Brazil Railway an der S. Paulo Railway werde auf die Basis der Fixierung eines Betriebsüberschusses von 13 bis 15 Prozent erfolgen.

Trotz der allgemeinen Depression an der Fondsbörse sind die Titel der São Paulo Railway Co. um $6\frac{1}{2}$ Punkte gestiegen. Ihr Kursstand ist gegenwärtig 240. Es kursiert das Gerücht, daß die Unterhandlungen über die Beteiligung der Brazil Railway Co. an der São Paulo Railway zu einem befriedigenden Abschluß gelangt sind. „Financial News“ sind der Meinung, daß man angesichts des hohen Wertes der São Paulo Railway ein höheres Entgelt für die Beteiligung der Brazil Railway hätte fordern müssen und letztere es wohl auch gern gezahlt hätte. Die Position der São Paulo Railway sei uneinnehmbar gewesen.

Die Londoner „Times“ greifen die portugiesische Regierung an. Vor einigen Tagen fand in Lissabon ein Meeting von Besitzern statt, die gegen die von dem Finanzminister beantragte Besteuerung des Grundbesitzes protestieren wollten. Das Meeting wurde vom Pöbel gestört, denn die große Masse ist begreiflicherweise für die Einführung einer solchen Steuer. Die republikanische Zivilgarde soll nun wohl den Angegriffenen zu Hilfe geeilt sein, aber nichts getan haben. Dieses nimmt das Londoner Blatt zum Anlaß der portugiesischen Regierung zu sagen, daß sie nach einem zweijährigen Bestande der Republik doch endlich für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Diese Haltung der „Times“ ist ziemlich auffällig.

Notizen.

São Paulo.

Brasilianische Bank für Deutschland. Das große deutsche Kreditinstitut feierte am Montag den 25. Jahrestag seiner Gründung. Allerdings war nur Jubilar das Stammhaus in Hamburg, denn die Errichtung der ersten Zweigniederlassung in Brasilien, in Rio, erfolgte etwas später und die hiesige Filiale kann ihr 25jähriges Jubiläum erst in einigen Jahren feiern.

Die Errichtung der Bank war hochbedeutsam für die deutsch-brasilianischen Handelsbeziehungen, denn dadurch wurden sie unabhängig von fremden Geldmärkten und sie konnten sich unter der Aegide der Bank sehr viel rascher entwickeln. Die Gründung bedeutet somit den Beginn einer neuen Ära für den deutsch-brasilianischen Handel, der durch die Bank gewissermaßen sein monetäres Rückgrat erhielt.

Die Brasilianische Bank für Deutschland hat sich in dem verflossenen Vierteljahrhundert großartig entwickelt und voll und ganz die Hoffnungen erfüllt, welche ihre Gründer auf sie setzten. Sie ist einer der gewichtigsten Faktoren im deutsch-brasilianischen Handelsverkehr sowohl wie im internen und externen Geldverkehr Brasiliens geworden. Sie hat sich in so hohem Maße das Vertrauen heimi-

Kreise zu erwerben gewußt, daß sie mit relativ kleinem Kapital zu einer führenden Stellung im hiesigen Bankwesen gelangen konnte. Mehr als die anderen fremden Banken ist die Brasilianische Bank für Deutschland Sparbank und sie genießt, wie die Monatsausweise der Kreditinstitute demonstrieren, den Vorzug hinsichtlich der Deponierung von Einlagen auf festes Ziel. Diese dominierende Position hat die Bank sich in erster Linie durch ihre um- und vorsichtige Leitung und ihr streng reelles Geschäftssystem erworben, ein System, dem anvertraute Gelder als Heiligtum gelten.

Die Bank hat auch wesentlich dazu beigetragen, den Brasilianern Respekt vor der wirtschaftlichen Potenz Deutschlands einzuflößen und sie war einer der wertvollsten Pionier für den Absatz deutscher Industrieerzeugnisse in diesem Lande, indem die von ihr geschaffene Erleichterung der Remboursierung einerseits bedeutend zur Erteilung von Aufträgen nach Deutschland anregte, andererseits die Leichtigkeit des Inkassos dort die Aufmerksamkeit immer mehr auf Brasilien als Absatzgebiet lenkte. Für die in Brasilien etablierten deutschen Firmen war die Bank eins der wirkungsvollsten Mittel ihrer Expansion und ihrer Erfolge.

Die Filialen der Brasilianischen Bank für Deutschland, die ein wirkliches Beamtenheer beschäftigen, haben in hohem Maße das berufliche Fortkommen zahlreicher Deutschbrasilianer erleichtert und ihnen die Möglichkeit einer sorgenlosen Existenz, vielen eine prominente Lebensstellung verschafft. Nicht zum wenigsten hat die glückliche Wahl der Beamten und ihre Tüchtigkeit im Verein mit der hervorragenden Fach- und Sachkenntnis der leitenden Persönlichkeiten bewirkt, die Brasilianische Bank für Deutschland zum *primus inter pares* im brasilianischen Bankwesen zu machen.

Wir beglückwünschen die Direktionen des Stammhauses und der Filialen aufrichtig zu dem Jubiläum. Unser Glückwunsch kommt zwar etwas *post festum*, er ist aber trotzdem nicht minder gut gemeint.

Fremde Militärinstruktoren. Der Bundesenator Azeredo hat wieder die Rede auf die fremden Instruktoren gebracht. Dieses mal sprach er nicht von Deutschen oder Franzosen, sondern von Engländern und er hat dabei nicht das Militär, sondern die Marine im Auge. Damit ist aber die Frage von neuem aufgeworfen, wie stellt sich die Regierung zu der seinerzeit sehr oft erörterten Instruktionsfrage, die, wenn es alles richtig gegangen wäre, schon längst hätte erledigt sein müssen. Diese Frage ist mehr als berechtigt und deshalb hat man an kompetenter Seite sich auch bemüht gefühlt, auf sie, wenn auch auf Umwegen, eine Antwort zu geben. Die Regierung Marshall Hermes da Fonseca denkt überhaupt nicht mehr daran, eine fremde Militärmission kommen zu lassen. Wäre dieses möglich gewesen, dann hätte man aus den bekannten Gründen der deutschen Mission den Vorzug gegeben. Die Regierung sah aber ein, daß dieses nicht ging und man muß ihr hierin recht geben. In der Periode der militärischen „Befreiung“ wäre hier keine fremde Militärmission am Platze gewesen und deshalb sah die Regierung sich gezwungen, von ihrem Plane Abstand zu nehmen. Da aber eine Militärmission nicht gerufen wurde, so kann auch eine Marine-mission nicht gerufen werden. Würde man dieses tun, dann würde man im Auslande den falschen Eindruck erwecken, als habe ein seinerzeit gegebenes Versprechen nicht halten wollen. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß eine spätere Regierung sich für die Berufung einer fremden Instruktionsmission entschließt. Wahrscheinlicher ist

es aber, daß man nach wie vor mehrere Offiziere im deutschen Heere dienen lassen wird, damit sie sich dort Kenntnisse aneignen, die sie nachher in der Heimat verwerten können. — An Marshall Hermes Hermes hat es also nicht gelegen, daß die deutschen Offiziere nicht kamen, sondern an unvorgesehenen Umständen, die er nicht abzuwenden vermochte. Nach dem der Plan mit den deutschen Offizieren sich zerschlagen hat, sollen auch die Marineinstruktoren nicht mehr gerufen werden. Dieser Standpunkt ist nicht der schlechteste, obwohl man bedauern muß, daß die Regierung sich veranlaßt sieht, einen solchen Standpunkt einzunehmen.

„Schwarze Hand.“ Dieser Tage erhielt der hier wohnhafte Herr Ernesto Borges aus Rio de Janeiro einen mit „Mão Negra“ unterschriebenen Brief, der von ihm die Auszahlung von 25 Contos verlangte. Die Summe sollte in Rio, Rua Voluntarios da Patria 143 abgeliefert werden. Herr Borges wandte sich an die Polizei und diese ließ in Rio nachforschen. Dabei stellte sich heraus, daß in dem bezeichneten Hause Dr. João Felipe Pereira wohnt, der unter Floriano Peixoto wiederholt Minister war und sich jetzt in Fortaleza, Staat Ceará, aufhält, wo er die Anlage der Wasserleitung und der Kanalisation kontrahiert hat. Das Haus ist einem Gärtner anvertraut und dieser hat, wie die Polizei ebenfalls festgestellt hat, keinen verdächtigen Verkehr. Demnach muß jemand mit Herrn Borges sich einen schlechten Witz erlaubt haben.

Oesterr.-Ungar. Konsulat. Der k. u. k. Konsul Herr von Rémy hat die Leitung des österr.-ungar. Konsulates aus den Händen des Kons.-Attachés Herrn von Oetkiewicz wieder übernommen. Letzterer begibt sich am 20. d. M. auf seinen Dienstposten nach Curityba zurück.

Gebäudesteuer. Wir erinnern unsere Leser daran, daß die Gebäudesteuer bis 31. Dezember bezahlt sein muß. Nachher muß man einen bedeutenden Strafschlag zahlen.

Eisenbahnen. Es zirkulieren wieder Gerüchte, daß die Brazilian Railway die São Paulo Railway pachten werde resp. schon gepachtet habe.

Konzert Edoardo Anghinelli. Am vergangenen Freitag gab dieser junge Künstler ein höchst interessantes Konzert und es ist außerordentlich bedauerlich, daß aus Gründen, die näher zu beleuchten nicht angebracht erscheint, der Besuch den in jeder Weise bemerkenswerten, teilweise bedeutenden, Darbietungen nicht entsprach. Es ist ja nicht das erste Mal, daß São Paulo, oder richtiger seine musiktreibenden Kreise, sich bei Besuchen großer Künstler blamiert haben.

Herr Anghinelli hat nun außerdem noch den großen Fehler begangen, das Niveau der hiesigen Musikultur zu hoch einzuschätzen. Anstatt der Routine zu folgen und eines der von der Kritik abgestempelten Programme zu spielen, hat er sich die künstlerische Freiheit genommen, einige Neuheiten zu bringen. Neuheiten nicht nur im wahren Sinne des Wortes, sondern auch Werke älterer Meister, die für São Paulo Neuheiten bedeuten, da sie hier wenig oder noch nie öffentlich zu Gehör gebracht wurden.

Als ein Schüler des bekannten Frugatta am weltberühmten Konservatorium zu Mailand brachte Hr. Anghinelli uns ein Präludium und eine Sonate seines Meisters, und dürften wir wohl nicht fehl gehen, wenn wir vermuten, daß bei dieser Wahl die Dankbarkeit des Schülers gegenüber seinem Meister ein Wörtchen mitgeredet hat.

Das „Prélude Passionée“ erscheint uns nach dem einmaligen Hören eine reichlich impetuose, stürmische Komposition, ganz in modernem Stil gehalten.

ten, mit häufigem Wechsel der Tonarten und in ungebundener Form, was ja auch dem Namen, den der Komponist gewählt hat, entspricht. Die Sonate ist ein höchst interessantes Werk; der zweite Satz (Scherzo) gefällig geschrieben, der dritte (Andante) enthält faszinierende Steigerungen in der thematischen Verarbeitung, und der 4. Satz (Presto finale) bringt eine feurig wogende Musik, in lebhaftem Tempo.

Die dann folgenden reizenden „Kinderszenen“ von Schumann sind jedem wahren Musikfreund so ans Herz gewachsen, daß es „Eulen nach Athen tragen“ hieße, Worte über sie zu verlieren. Sie gehören mit zu den schönsten Blüten, die die romantische Schule getrieben hat, und dem Konzertgeber ist es hoch anzurechnen, sie im Programm aufgenommen zu haben; solche Perlen sind zwar nichts für São Paulo. Weil sie nicht brillieren wie Diamanten, erscheinen sie dem ungeläuterten Geschmack als „bescheiden“ und minderwertig. Der innige Reiz, der ihnen eigentümlich ist, dem Romanen im allgemeinen ein Buch mit sieben Siegeln.

Einen interessanten Teil des Programmes bildeten die eigenen Kompositionen des Konzertgebers, 3 kleine Stimmungsbilder, seinem „Clavis-poësis“ entnommen. In moderner Manier geschrieben, zeichnen sie sich durch gefällige Form und eine geschmackvolle Rundung aus, und entbehren durchaus nicht einer gewissen Eigenart. Sehr gelungen erschien uns das Idillio Maremmiano, und ebenfalls sehr glücklich erfunden die „Vizione Crepuscolare“, besonders charakteristisch schon in seinen Eröffnungstakten.

Ganz besonders verdienen jedoch in diesem modernen Programm, zu modern vielleicht für Leute, die seit Jahrzehnten nichts anderes gehört haben als den sanft und träge fließenden Bach musikalischer Produktionen in São Paulo, die beiden großartigen Kompositionen von Liszt genannt zu werden. Unbekannt hier, und deswegen nicht gewürdigt, denn um Neues hören und in sich aufzunehmen, bedarf es immerhin einer gewissen geistigen Anstrengung, und das ist manchem eine unangenehme Unterbrechung der trägen und angenehmen Ruhe. Mögen sie ruhen, die Philister, die jahraus jahrein nur dieselben Kompositionen hören und Feinde sind eines jeden neuen Gedankens, einer jeden frischen Betätigung eines neuen Talentes. Diese Rasse stirbt nie aus; es sind noch dieselben Philister, gegen die schon Schumann 1838 in heiligem Zorn in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wettete.

Die „Funerailles“ und „Grandi Variazioni“ (Weinen und Klagen) sind Werke des gereiften Liszt. Ihre Komposition fällt etwa in die Weimarer Zeit. Sie sind ungleich gehaltvoller und tiefer geschrieben als die vielen, hier so häufig massakrierten, Kompositionen älteren Datums, in denen Liszt noch hauptsächlich dem brillanten äußeren Effekt huldigte, dem Gemüt jedoch nichts zu bieten hatte.

Ueber die Ausführung der gewählten Piecen läßt sich erfreulicherweise das allerbeste berichten. Mit einer ausgezeichneten Technik ausgerüstet, in der besonders die phänomenale Sicherheit der Hände, nicht zum wenigsten der Linken, beim Greifen gewaltiger Akkorde im stärksten Fortissimo auffällt, verfügt Herr Anghinelli über ein entzückendes Piano von einer berückenden Zartheit und Weiche. Der Ton ist niemals spitz, wie das z. B. bei Vienna da Motta nicht selten der Fall ist, sondern stets voll und von einer gesättigten Rundung, die auf ein musikalisch empfindsames Ohr einen bestrickenden Reiz ausübt. Die Technik des Handgelenks scheint uns besonders sorgfältig durchgearbeitet, wir vermischen mit Vergnügen die Schulterverrenkungen,

wie sie den Schülern des Pariser Konservatoriums, die wir Gelegenheit hatten, hier zu hören, häufig anhaften, sowie das höchst unästhetische Hin- und Herschwanken des Oberkörpers, das vielleicht die mangelhafte Nüancierung des Spiels ersetzen soll.

Das nicht gerade zahlreiche Auditorium verhielt sich dem Präludium Frugatta's gegenüber mit einer gewissen Reserve, die angesichts der Eigenartigkeit dieser Komposition nicht ganz unverständlich ist. Dann aber, einmal warm geworden, steigerte sich der Beifall mit jeder weiteren Programmnummer, besonders nach dem Vortrag der beiden Lisztschen Kompositionen. Herr Anghinelli, dessen müssen wir uns erinnern, ist ja im übrigen ein prädestinierter Lisztspieler; nach Absolvierung des berühmten Mailänder Konservatoriums hat er bei deutschen Meistern die letzte künstlerische Weihe erhalten, und zwar unter anderen von Friedheim in München, der noch aus dem Munde des Altmeisters Liszt selber die Lehren empfangen hat, wie seine — Liszt's — Kompositionen aufzufassen und zu interpretieren seien. Der berühmte Komponist Sgambati in Rom — vom italienischen Minister der schönen Künste gar nicht zu reden — wird schon gewußt haben, warum er gerade Herrn Anghinelli ins ausführende Komitee der Jahrhundertfeier für Liszt nach Rom berufen hat. Um so mehr ist es zu bedauern, daß der Besuch des Konzertes ein so beschränkter gewesen ist.

Herr Anghinelli ist kein „Virtuose“. Er schlägt nicht Purzelbäume auf der Klaviatur, noch spielt er mit Trillerketten wie ein Jongleur oder paradiert mit sonstigen technischen Kunststücken, obgleich er es könnte, wenn er so wollte. Herr Anghinelli ist vielmehr ein Tonkünstler, mit dem Akzent auf dem „Künstler“ und das beweist auch sein Spiel.

Sollte es gelingen, Herrn Anghinelli, der infolge seines langen Aufenthaltes in Deutschland sehr gut deutsch spricht, als Meisterlehrer an São Paulo zu fesseln, wofür aber wohl leider wenig Hoffnung vorhanden ist, so wäre das ein unendlicher Gewinn für unsere Musikkultur. Haben wir doch, seitdem uns Meister Albertini verlassen hat, heute nur noch einen einzigen selber ausübenden Künstler von Bedeutung unter uns, der berufsmäßig Unterricht erteilt, nämlich Mme. Picard. Alle anderen sind, genau betrachtet, nur Kenner aber keine Köpfer, und vermeiden es, uns mit den großen Meistern durch häufiges Spielen derselben vertraut zu machen. Nicht einmal mit den Klassikern, wie es ihre Pflicht wäre. Und doch sagt Goethe: „Wer soll Meister (d. i. Lehrer) sein? Der was kann.“ G.

Die geheiligten Räume der Bundesdeputiertenkammer werden von rauflustigen Tempelschändern immer mehr entweiht und selten vergeht eine Woche, ohne daß die Blätter über Holzereien zwischen erhitzten und draufgängerischen Vätern des Vaterlandes berichten. Es ist die reine Vorschule für die Boxerarena. Vorgestern gerieten sich der Abgeordnete Figueiredo Rocha und der Journalist Robespierre Trovão in die Haare. Erst hatten sie einen scharfen Wortwechsel, der schließlich in Tätlichkeiten ausartete. Rocha versetzte dem Zeitungsmann Fußtritte. Er scheint der Stärkere gewesen zu sein, denn sein Gegner hielt es für geraten, nicht zu reagieren, er hatte aber doch soviel Kurage, den Abgeordneten auf die Straße zu fordern. Der Skandal, welcher dem Janhagel ein recht willkommener Fall gewesen wäre, wurde schließlich durch das Dazwischentreten von Freunden der beiden Raufbolde verhindert. Ländlich, aber nicht sittlich.

Landwirtschaftlicher Kongreß. In Piracicaba wurde gestern der 6. landwirtschaftliche Kongreß eröffnet, an welchem zahlreiche im Staate ansässige Pflanzer teilnehmen. Außerdem wohnen ihm bei: Dr. Geraldo Gualter Pereira als Vertreter des Ackerbausekretärs und des Präsidenten der Sociedade Nacional de Agricultura Dr. Lauro Müller, Dr. Arthur Berthé und Jorge Bonar vom agronomischen Institut in Campinas, Mario Maldonado von der Viehzucht-Abteilung des Ackerbausekretariats und Vertreter mehrerer Munizipalkammern.

Die Kongreßteilnehmer wurden am Bahnhofe von dem munizipalen landwirtschaftlichen Aussch. Vertretern der Munizipalkammer und anderen Personen von Distinktion empfangen. Am Nachmittag machten sie Automobilausflüge in die Umgegend.

Abends nach 8 Uhr wurde der Kongreß im Theater eröffnet. Dasselbe war bis auf den letzten Platz von Hörern besetzt. Den provisorischen Vorsitz führte der Präsident des lokalen Landwirtschaftsausschusses Coronel Antonio de Paula Leite Filho. Zunächst wurde zur Wahl des definitiven Vorsitzenden geschritten, die auf den Dr. Candido Rodrigues fiel. Dieser nahm die Wahl dankend an und übertrug das Amt des Schriftführers dem Vertreter des Landwirtschaftsministers.

Nachdem Dr. Antonio Pinto de Almeida Ferraz den Kongreß in längerer Ansprache begrüßt und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß er eine für die Landwirtschaft nützliche Arbeit leisten werde, verlas der Schriftführer die eingegangenen Telegramme. U. a. hatten den Kongreß telegraphisch begrüßt der Landwirtschaftsminister, der Ackerbausekretär, der Minister des Aeußern und der frühere Staatspräsident Dr. Jorge Tibiriça.

Hierauf gelangte ein interessantes Memorial der Sociedade Nacional de Agricultura über Ameisenvertilgung zur Verlesung. Das Memorial wurde einer dreigliedrigen Kommission zur Begutachtung überwiesen:

Sodann ergriff João Pedro de Jesus (Jorge de Mello) das Wort zur Kaffeebaisse. Er gab den Pflanzern den Rat, sich von der Baisse nicht beirren zu lassen, denn die Konjunktur sei für die Pflanzer die denkbar günstigste. Die Baisse sei durch verschiedene Umstände herbeigeführt worden, deren Wirkungen bald nicht mehr zu verspüren sein würden: Die Statistiken stellten das denkbar beste Prognostikon. Die Weltvorräte würden bei Beginn der neuen Saison 13 Millionen Sack nicht übersteigen und sie wären kaum ausreichend für die Deckung des Konsums von zwei Monaten. (?) Der Baisse werde zweifellos eine Hausse folgen.

Heute abend soll die zweite Sitzung stattfinden. Am Vormittag verweilten die Kongreßmitglieder längere Zeit in der landwirtschaftlichen Schule Luiz de Queiroz.

Von der Post. Die Postverwaltung läßt bekanntmachen, daß sie besondere Vorkehrungen getroffen habe, um die Weihnachtspost mit der erwünschten Schnelligkeit zu expedieren. Die Gratulationskarten sollen dieses Jahr nicht in die Kästen geworfen, sondern einem Beamten übergeben werden, der ausschließlich für diese Korrespondenz am Schalter stehen wird. Dieser Schalter wird sich in der 7. Sektion befinden (Correio Ambulante — Eingang vom Largo do Tesouro). Auf diese Weise werden die Karten nicht unter andere Korrespondenzen geraten. Unsere Post bessert sich.

Die Handelswoche. In der vorigen Woche wies der Kaffeepreis auf dem Santosmarkt keine Schwankungen auf. Er öffnete und schloß mit der Basis der vorherigen Woche. Die Zufuhren betru-

gen 230.703 Sack gegen 271.189 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt war 38.450 Sack gegen 45.198 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 54.203 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Dienstag mit 29.332 Sack. Verkauft wurden in der Woche 215.835 Sack gegen 188.341 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 36.972 Sack gegen 31.390 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Donnerstag mit 43.691 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Montag mit 24.709 Sack. Seit dem 1. Dezember betrugen die Zufuhren 501.894 Sack, seit dem 1. Juli 6.697.187 Sack gegen 7.838.949 in der gleichen Periode des Vorjahres. Verkauft wurden seit dem 1. Dezember 403.075 Sack und seit dem 1. Juli 4.219.405 Sack. Verschifft wurden seit dem 1. Dezember 568.273 Sack und seit dem 1. Juli 5.394.096 Sack. Am Sonnabend, den 14. ds., betrugen die Vorräte in erster und zweiter Hand 2.618.537 Sack gegen 2.674.436 am gleichen Tage der vorherigen Woche und gegen 2.920.232 Sack am gleichen Datum des vorigen Jahres.

Der Riemarkt zeigte eine feste Tendenz mit der Basis von 1\$900 und 12\$000. Die Vorräte in erster und zweiter Hand betrugen am 14. ds. 174.400 Sack gegen 132.604 am Sonnabend der vorherigen Woche. Die Zufuhren betrugen seit dem 1. Juli 1.748.376 Sack und die Ausfuhr erreichte 1.717.187 Sack.

Docas in Santos. Vor einem Monat hörte man, daß die Staatsregierung eine durchgreifende Maßnahme gegen die Docasgesellschaft plane, aber diese Meldung tauchte in der Form eines vagen Gerüchtes auf, so daß sie in der Presse keine Beachtung fand. Jetzt hat nun die Regierung bekannt gegeben, was sie zu tun gedenkt. In der Sonnabendsitzung hat der Leader der Kammermajorität, Herr Dr. Fontes jun., der allgemein als das Sprachrohr des Herrn Staatspräsidenten gilt, einen Antrag eingebracht, nach dem die Regierung autorisiert werden soll, mit der Bundesregierung zwecks Baues einer neuen Hafenanlage in Santos in Verhandlungen zu treten. Dieser Antrag wird jedenfalls einstimmig angenommen werden und die Regierung wird ihre Arbeiten beginnen können. Daß der Bund für die Idee zu gewinnen sein wird, daran ist nicht zu zweifeln, denn es kann ihm ja nur daran gelegen sein, daß der Santos-Hafen auf das beste ausgebaut werde, und dieses würde nun unbedingt geschehen, denn der Staat selbst würde den Bau in die Hand nehmen.

Die neuen Hafenanlagen werden wohl wieder Millionen kosten, aber diese Summen sind hier besser verwendet als bei der Stadtverschönerung. Die Vergrößerung des Santos-Hafens ist eine Notwendigkeit, erstens weil die gegenwärtigen Anlagen sich bereits als ungenügend erweisen, und zweitens weil der Docas-Gesellschaft, die in der Knebelung des Handels ihre vornehmste Aufgabe erblickt, ein Gegengewicht geschaffen werden muß. Die Docas-Gesellschaft hat die Stellung, die der Kontrakt ihr gab, mißbraucht. Ihr Dienst ist nie der beste gewesen, um desto besser sind aber die Taxen, denn der Hafen von Santos, dessen Verkehrsvolumen nicht viel mehr als ein Zehntel des Verkehrsvolumens von Liverpool ausmacht, nimmt dasselbe ein wie der englische Hafen. Diese Plünderung des Handels und der Landwirtschaft muß aufhören. Das kann nur dadurch geschehen, daß man den Hafen von Santos noch weiter ausbaut und der Staat selbst die neuen Anlagen unter seiner Aufsicht behält.

Rua Libero Badaro. Wie wir schon berichtet haben, hat die Light and Power von der Präfektur die Erlaubnis erhalten, die bisher durch die Rua São Bento verkehrenden Straßenbahnwagen von

nun an durch die Rua Libero Badaro fahren zu lassen. Am Sonnabend hat man nun mit den Arbeiten der Schienenänderung begonnen. Die Straßenbahnwagen werden nach der Fertigstellung der Arbeiten — was übrigens nicht lange dauern kann — von der Rua 15 de Novembro durch die Straßen Rosario und Boa Vista nach dem Largo São Bento fahren und von dort durch die Rua Libero Badaro nach dem Viaducto do Chá zurückkehren.

Gasbeleuchtung. Ueber die Gasgesellschaft hat das Publikum sich weniger beschwert als über andere Gesellschaften. Aber diese Gesellschaft scheint nicht den Willen zu haben, die einzige Gerechte zu sein und ihr Dienst wird allmählich schlechter. Früher wurde jede Bestellung auf das pünktlichste ausgeführt, jetzt muß man aber manchmal schon tagelang darauf warten, bis die Gesellschaft ein neues Rohr legt oder ein altes ersetzt. Der Gesellschaft geht es zu gut und sie wird üppig — das ist die Erklärung ihres Verhaltens dem zahlenden Publikum gegenüber: sie weiß, daß die Bevölkerung gegen sie nichts ausrichten kann, denn anstatt dem Gas das elektrische Licht einzuführen, hat gar keinen Zweck, weil man dann aus dem Regen in die Traufe kommt und mit der Light and Power noch ganz andere Erfahrungen macht als mit der Gasgesellschaft.

Seinen Verletzungen erlegen. Am 22. November wurde, wie damals berichtet, der Schneidergeselle Luiz Magni, angestellt in der Schneiderei „Ao Chic Paulistano“ von seinem Arbeitskollegen Alfonso Rocigno durch einen Messerstich schwer verwundet. Am Montag ist er nun in der Santa Casa seinen Verletzungen erlegen. Der Mörder ist und bleibt verschwunden, obwohl die Polizei, wie es heißt, alles daran setzt, ihn zu finden. — Die Mißerfolge unserer Polizei werfen auf die Organisation des ganzen Sicherheitswesens manchmal ein recht sonderbares Licht. Die gefährlichsten Verbrecher entkommen, als ob es hier ein Urwald wäre. Vor mehreren Wochen verwundete ein Italienerjunge seinen eigenen Vater und floh. Der Vater starb, der Junge ist und bleibt verschwunden. Vor wenigen Tagen gerieten drei Italiener in der Rua General Flores hart aneinander; einer von ihnen blieb tot auf dem Platze, ein anderer wurde lebensgefährlich verletzt und der Täter entkam. Einige Tage später schoß ein gewisser Hugo Trivella in einer der zentralen Straßen seinen früheren Angestellten über den Haufen; dieser starb und Trivella bleibt verschwunden. Vor längerer Zeit wurde ein Fabrikmeister namens Gagliardi von einem gewissen Francisco Gaeta erstochen, aber die Polizei fand den Täter nicht. Wenn wir die Polizeichronik der letzten Monate durchgehen würden, dann würden wir die erschreckende Wahrnehmung machen, daß von den Verbrechern, die nicht gerade bei frischer Tat ertappt werden, deren Schuld aber auf das bestimmteste nachgewiesen ist, nur zwei oder drei gefangen worden sind. Die anderen erfreuen sich aller goldenen Freiheit und bringen anderswo das Leben oder das Eigentum ihrer Mitmenschen in Gefahr. — In der Bundeshauptstadt ist es mit der Polizei ja nun wohl nicht besser bestellt, das ist aber keine Entschuldigung, denn São Paulo will ja die beste Polizei in Brasilien besitzen.

Kunstaussstellung. Die Unterrichtskommission der Staatskammer hat zum Ausgabenbudget einen Ergänzungsantrag gestellt, nach dem die Regierung autorisiert werden soll, eine im Jahre 1913 hier zu veranstaltende französische Kunstaussstellung mit hundert Contos zu unterstützen. Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen. Die Ausstellung wird weder der Stadt noch dem Staate irgend-

einen Vorteil bringen. Einige hunderte von Kunstfreunden werden die Bilder ansehen; das große Publikum wird der Ausstellung aber so gleichgültig gegenüberstehen, wie es den Besuchen der lateinischen Adams und Abrahams gegenübersteht. Die französische Kunst interessiert unser Publikum hier herzlich wenig — ausgenommen ist nur die Schmiere auf den Umschlägen des „Petit Journal“, die an die Bilder der Bänkelsänger erinnern und hier viele Bewunderer finden. Wenn die auszustellenden Bilder wirklich Kunstwerke sind, dann wird die Ausstellung trotz aller Staatsbeihilfe ein Fiasko werden — wenn nicht ein finanzielles Fiasko, dann ein moralisches —, wenn sie aber keine Kunstwerke sind, dann braucht man ihretwegen erst recht nichts auszugeben. — Der Staat hat unbedingt dringendere Ausgaben, als die Unterstützung der französischen Kunstaussstellung und wir hoffen, daß diese Summe nicht bewilligt wird. Die Idee, hier eine französische Kunstaussstellung zu veranstalten, wurde hier angeregt, als der Ikarus-Adam São Paulo mit seinem Besuche beehrte.

Reklamationen gegen die Zentralbahn. Die Häuser, die aus Minas Geraes Produkte der Milchwirtschaft beziehen, beklagen sich wieder über den langsamen Dienst der Zentralbahn. So erwartet eine Firma schon seit einer Woche eine größere Sendung Käse, aber die trifft nicht ein. Die Sendung ist am 10 ds. aufgegeben worden und hätte schon am 11. oder spätestens 12. hier sein sollen, aber die Zentralbahn hält an dem alten Grundsatz fest, was lange dauert, wird gut und läßt den Käse auf irgendeiner Zwischenstation liegen, bis er verdirbt. Wie der einen Firma so geht es auch den anderen und São Paulo bekommt deshalb keine frische Butter, weil die Zentralbahn auch die kleinsten Sendungen nicht mit der erwünschten Beschleunigung befördert.

Kinderhospital. Das hiesige Rote Kreuz hat beschlossen, hier in São Paulo ein Kinderhospital zu gründen. Von den vielen Projekten, die in der letzten Zeit wie die Pilze aus dem Boden schießen, sind wohl die wenigsten mit diesem wirklich opportunen und ausgezeichneten Plane zu vergleichen. Die Frage ist aber nur die, ob São Paulo, das an allen Ecken und Kanten Belvederes und Lustgarten plant und die größten Häuserkomplexe errichtet, auch für ein solches Krankenhaus Geld haben wird. — Frau Dra. Renotte hat auch beantragt, unter den Schulkindern Kollekte zu veranstalten, damit die Kleinen für den Plan interessiert werden. Dieser Gedanke ist wunderschön, aber mit dem Ertrag einer solchen Kollekte wird man nichts erreichen und die Stadt wird natürlich etwas beisteuern müssen. Wie wäre es, wenn man die groteske Idee, auf dem Largo da Sé einen Garten anzulegen, fallen ließe, dafür aber ein Kinderkrankenhaus bauen ließe, damit hier der erschreckenden Kindersterblichkeit entgegengetreten werde.

Mangel an Arbeitskräften. Der Ackerbau-sekretär, Herr Dr. Moraes de Barros, wurde von einigen Fazendeiros aufgesucht, die sich darüber beklagten, daß die Landwirtschaft unter dem Mangel an Arbeitskräften zu leiden hat. Der Staat sollte dafür Sorge tragen, daß mehr japanische Arbeiter ins Land kommen. Der Ackerbausekretär ist bekanntlich kein großer Freund der japanischen Arbeiter, weil diese nicht lange auf den Fazendas bleiben, sondern es vorziehen bei den Eisenbahnbauten und anderwo Beschäftigung zu suchen. Deshalb versprach er vorläufig noch nichts. Er wolle zuerst aus der Statistik sich überzeugen, daß die Japaner die für die Landwirtschaft geeigneten Elemente seien. Die Regierung bemühe sich soviel als möglich Einwand-

derer heranzuziehen, aber gleichzeitig achte sie darauf, daß die Ankommenden auch wirklich den Zweck erfüllen, zu dem sie gerufen worden. — Die Pazendeiros sind also nicht der Ansicht wie der Leutnant Mauricio de Lacerda, daß die Einwanderung schon viel zu groß sei und ernstlich die „brasilianische Rasse“ bedrohe.

Argentinische Propaganda. Aus Pirassungua wird gemeldet, daß sich dort ein Agent Argentinens aufhält, der die Kolonisten zur Auswanderung nach der Nachbarrepublik zu bewegen sucht. Es ist ihm durch Versprechungen gelungen, fünfzehn Familien zur Auswanderung zu bewegen. Er tritt als ambulanter Verkäufer minderwertiger Schmuckwaren auf und bekommt als solcher Zutritt zu den Kolonisten. Die Behörden sollten sich diesen Jüngling etwas näher ansehen und veranlassen, daß er selber nach dem vielgelobten Lande Argentinien auswandere und zwar so schnell als möglich.

Ein anderes Ehedrama. Adelaide Ciani ist eine Frau, die mit Nietzsches Zarathustra sagen kann: „Bevor ich die Ehe brach — brach die Ehe mich.“ Ihr Mann, Raphael Ciani, hat nach dem Prinzip gehandelt, „wenn ich liebe, den züchtige ich“, aber Adelaide hat für eine solche Art von Liebe nicht das richtige Verständnis gehabt, zumal diese Liebe sehr stark nach Schnaps geduftet hat. Sie ist gegangen und hat ihr Kind, das sie dem Manne um keinen Preis überlassen wollte, mit sich genommen. Nun hat der Mann erfahren, daß die Frau den Pfad der Tugend nicht ganz genau einhalte und mit einem anderen Herrn der Schöpfung zusammenlebe. Seiner Vaterpflichten gedenkend, ist Raphael zur Polizei gelaufen und hat dort erklärt, daß sein Sohn aus der Luft eines illegitimen Ehelebens in die seiner Ansicht nach zuträglichere Luft des Fusels zurück müsse. Darauf hat sich Adelaide beim Waisenrichter beschwert, und am Donnerstag war die erste Verhandlung. Als sie nun vom Gericht nach Hause ging, wurde sie auf der Rua São João von ihrem Manne gestellt. Ein Wort gab das andere und schließlich riß Raphael seinen Revolver aus der Tasche und schoß alle sechs Patronen ab. Einige Kugeln bohrten nur Löcher in die Luft, die anderen prüßten wieder an ihrem Korsett ab, so daß sie ganz unverletzt blieb. Raphael wurde in flagranti verhaftet und soll wegen Mordversuches prozessiert werden.

Dr. Luciano Gualberto freigesprochen. Unsere Leser werden sich noch erinnern, daß vor einigen Wochen in Franca der Arzt Dr. Domingos Marcundes de Moura von seinem Kollegen Dr. Luciano Gualberto auf offener Straße erschossen wurde. Die ersten Nachrichten stellten den Fall so hin, daß man den Täter für einen brutalen Mörder halten mußte, die späteren klärten aber verschiedenes auf und nach der Kenntnis der Sachlage kann man sich über den nun erfolgten Freispruch nicht mehr wundern. Die beiden Aerzte standen früher in kollegialen Beziehungen und es war die Schuld Dr. Mouras, daß diese einer bitteren Feindschaft Platz machten. Er behandelte erfolglos ein kleines Mädchen. Die Eltern des Kindes dachten nun, daß es vielleicht besser sei, auch einen anderen Arzt zu hören und sie riefen Dr. L. Gualberto. Dieser untersuchte den Kranken und kam zu dem Schluß, daß die Behandlung durch Dr. Moura eine falsche gewesen war. Darauf vertrauten die Eltern das Kind seiner Kunst an und es war bald gesund. Wegen dieses Falles, der doch im Berufsleben eines Arztes nicht zu den Seltenheiten gehören dürfte, brachte Dr. Moura so auf, daß er Dr. Luciano in der lokalen Presse mit den schärfsten Angriffen bedachte. Von den Preßangriffen ging er zu Drohungen

über, so daß Dr. Luciano der Polizei die Anzeige erstattete, er sehe sich veranlaßt, Waffen zu tragen. Er wich Dr. Moura überall aus, aber dieser suchte ihn ebenso eifrig auf. Die Begegnung wurde unvermeidlich und man erwartete von ihr das schlimmste, was auch wirklich eintraf. Die beiden Aerzte begegneten sich auf der Straße. Dr. Luciano Gualberto, der sich in Gesellschaft eines Kollegen befand, wollte noch ausweichen, aber Dr. Moura ließ es nicht mehr zu, er griff seinen Feind und dessen Begleiter mit Faustschlägen an und zog darauf den Revolver. Dr. Luciano war aber schneller gewesen und bevor Dr. Moura abdrücken konnte, krachte der Schuß schon von dem anderen Revolver und Dr. Moura sank tödlich verletzt auf das Pflaster. Da zahlreiche Augenzeugen des Vorganges zugegen waren, so konnte nur ein Freispruch erwartet werden, denn nach dieser Darstellung des Falles hat Dr. Luciano in der höchsten Notwehr gehandelt.

Aviatik. Der Bundesdeputierte Raphael Pinheiro hat ein Gesetzesprojekt betreffend die Errichtung einer Schule für Militäraviatik ausgearbeitet und wird es dieser Tage der Kammer vorlegen.

Die beiden Monopolgesellschaften, die Light and Power und die Docas sind einander in die Haare gearten. Die Light verlangt die Rückzahlung von mehreren hundert Contos de Reis, die sie der Docas bei der Einfuhr von verschiedenen Materialien zuviel gezahlt zu haben behauptet. Die Docas behauptet dagegen, daß sie auch kein Vintem zuviel bekommen habe und so ist es zum Prozeß gekommen. Das Bundesgericht hat nun angeordnet, daß die Docas ihre Bücher vorlege und sind die Herren Eugenio José de Almeida und Gustavo van Erven mit der Prüfung derselben beauftragt. Der Ausgang dieser Angelegenheit wird von großer Bedeutung sein, denn im Falle des Sieges der Light werden alle Käuflente, die dasselbe gezahlt haben wie sie, die Rückzahlung fordern. Der Docas würde dieses nicht schaden, denn sie verdient auch die derbste Lektion. — Wenn Könige bauen, dann haben die Kärner zu tun, wenn aber zwei solche Gesellschaften prozessieren, dann freuen sich die Advokaten.

Stadtverschönerung. Es heißt, daß der Staat verschiedene ihm gehörige Gebäude an das Munizip abtreten werde, damit diese im Interesse der Stadtverschönerung niedrigergerissen werden. Um welche Gebäude es sich handelt, ist noch nicht bekanntgegeben worden. Hoffentlich handelt es sich aber nicht um den Regierungspalast, den, wie wir schon gestern berichteten, manche besonders eifrige Stadtverschönerer abreißen und an seiner Stelle ein Belvedere errichten wollen. Das wäre des Guten denn nun doch etwas zuviel.

Bankkrach. Der Bankerott des „Banco Agricola“ wird dem Handel keinen Schaden bringen, denn die Passiva betragen nur 200 Contos und sind dieselben durch das realisierte Kapital gedeckt. Wer verlieren wird, sind die Aktionäre. Diese haben auch nur zehn Prozent des von ihnen gezeichneten Kapitals eingezahlt.

Naturalisierte Oesterreicher. Der hiesige österr.-ung. Konsul hat das Staatssekretariat des Innern um die Bekanntgabe der hier naturalisierten Oesterreicher gebeten.

Cantareira-Tramway. Vom 1. Januar ab wird die Cantareira-Bahn zwei Klassen haben. Schulkinder werden in der ersten Klasse eine Ermäßigung haben; in der zweiten Klasse werden sie gratis fahren können.

Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Paulo de Moraes Barros, hielt sich zwei Tage in Santos auf, wo er alle die Werke besichtigte, die der Staat dort bauen läßt, so die Kanalanlagen, die neue Einwau-

dererherberge etc. Außerdem besuchte er alle im Hafen liegenden Dampfer, die dem Einwanderertransport dienen, die „Araguaya“, die „Asturias“ und andere. Er fand alles sehr gut eingerichtet und war befriedigt. Leider hat der Herr Staatssekretär nicht Gelegenheit gehabt, einen Dampfer von der Art der „Italie“ und der „Paraná“ zu sehen. Ein solcher Besuch wäre sehr von Nutzen gewesen und wir glauben, daß die Besichtigung die Entziehung des Rechtes, Auswanderer zu befördern, zur Folge gehabt hätte.

Ypiranga-Museum. Ein Herr Herbert Moser hat sich bei der Regierung erbaten, die numismatische Sammlung des Ypiranga-Museums zu organisieren.

Munizipalanleihen. Die Justizkommission des Staatssenates hat bereits ihr Gutachten über das von der Kammer angenommene Projekt betreffend die Einschränkung des bisher den Munizipien zugestandenen Rechtes, im In- und Auslande Anleihen aufzunehmen, abgegeben und zwar im zustimmenden Sinne. Die Staatskommission ist derselben Ansicht wie die Kammer, daß die Einschränkung dieses so oft mißbrauchten Rechtes, keine Verletzung der von der Verfassung gewährleiteten Autonomie darstelle. Die Frage: Was ist die Autonomie? beantwortet die Kommission mit den Worten des hiesigen Rechtsprofessors Dr. Mendes Junior: „Autonomie ist die eigene Leitung des Eigenen“. Dieser kurze Satz wird von der Kommission als die beste Definition der Autonomie angenommen u. in der Folge weiß sie nicht, daß die Einschränkung des Anleiherechtes die „eigene Leitung des Eigenen“ nicht betreffe. Der Staat muß einen großen Teil der öffentlichen Verbesserungen durchführen, er muß sehr oft für die Munizipalanleihen eintreten und daraus resultiert, daß er auch bei der Aufnahme solcher Anleihen mitsprechen darf.

Wir sind auch der Ansicht, daß der Staat, der für die wirtschaftliche Hebung der Munizipien, für die Wege, die Brücken, die Kanalisation etc. sorgt, in vollem Rechte ist, wenn er die Finanzpolitik der Munizipien dahin kontrolliert, daß diese sich nicht zu sehr mit Anleihen überlasten, was ja nicht nur sie, sondern auch den Staat schädigt. Ueber die konstitutionellen Bedenken, die von manchen Seiten erhoben werden, kann man mit dem Ausspruch eines Rio-grandenser Politikers hinweggehen, daß man aus der Verfassung nicht ein Gespenst machen soll, mit dem man die Kinder schreckt. In der Verfassung steht es wohl, daß die Munizipien wirtschaftlich und finanziell autonom sind, aber sie sagt nicht, daß der Staat nicht das Recht haben soll, einer allzu großen Pumphust, die sowohl den Munizipien wie ihm selbst schadet, durch ein verständiges Gesetz ein Ende zu machen.

Entdeckter Dieb. Der Zufall hat der Polizei einen Dieb in die Hände geführt. Am 1. ds. Monats wurden einem Angestellten der Light and Power namens Agniello Ricuori aus Versehen zwei Lohnkarten gegeben: die eine lautete auf seinen, die andere auf den Namen eines gewissen Christovam La Garcia. Er behielt die beiden Karten bei sich und ließ durch einen Fremden den Lohn seines Kollegen abheben. Der Schwindel wurde aufgedeckt und die Light erstattete gegen den Mann, der seinen eigenen Kameraden geschädigt, Anzeige. Die Polizei begab sich nach seiner Wohnung, um ihn fest zu nehmen, und bei dieser Gelegenheit fand man in seiner Wohnung eine Unmenge Draht und Staholdecken, von welchen eine jede 190 Milreis kostet. Ricuori hatte das alles nach und nach in dem Depot der Light in der Rua Lavapés zusammengestohlen und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um die Sache zu ver-

äußern. Der letzte und gemeine Streich lieferte ihn aber der Hermandad aus.

Projekt Washington Luiz. Die Staatskammer hat das Projekt des Herrn Dr. Washington Luiz betreffend die Verwendung der Strafgefangenen bei Weg- und anderen Arbeiten dem Deputierten Hrn. Dr. Alfredo Pujol zur Begutachtung übergeben. Dieses Projekt, das von allen Seiten mit Zustimmung begrüßt worden ist, wird nicht so leicht durchgeführt werden können, weil es die von dem Gesetzbuch festgesetzten Strafen ändert; die Strafmäßigung ist aber eine Sache des Bundes und nicht des Staates. Wenn es sich um einen wirklich guten und begrüßenswerten Antrag handelt, dann pflegen unsere Parlamentarier sich sehr strikte an den Buchstaben des Gesetzes zu halten und deshalb dürfte auch das Projekt des Ex-Justizsekretärs in der Kammer auf Widerspruch stoßen. Sollte der Antrag aber daran scheitern, daß er die Strafbestimmungen alteriert, dann wäre es angebracht, in der Bundeskammer die Reform des Strafgesetzbuches anzuregen.

Auswanderung nach Paraná. Unter diesem Stichwort finden wir in dem Wiener „Fremdenblatt“ vom 19. November folgende Notiz: „Von der niederösterreichischen Statthalterei wurde folgender Runderlaß hinausgegeben: Die Einwanderung in den Staat Paraná (Brasilien) hat in letzter Zeit stark zugenommen. Da die Vermessung und Bereitstellung der Landlose durch die Regierung mit der Zahl der neuangekommenen Kolonisten nicht gleichen Schritt zu halten vermochte, müssen die Einwanderer einstweilen in den Einwandererherbergen oder in provisorischen, auf den einzelnen bestehenden Kolonien errichteten Baracken untergebracht werden. Hunderte von Familien sind genötigt, dortselbst meist monatelang zu warten, bis neue Landlose zu ihrer Aufnahme bereitgestellt sind. Der lange Aufenthalt in den provisorischen Unterkünften hat naturgemäß neben anderen, aus der Ueberfüllung der Einwandererherbergen und Baracken hervorgehenden Nachteilen auch einen bedeutenden, mit dem Verluste der Arbeitszeit verbundenen Verdienstentgang zur Folge. Im Hinblick auf die Schwierigkeit der rechtzeitigen Bereitstellung vermessener Landlose für die neuen Kolonisten, hat sich die brasilianische Regierung bereits veranlaßt gesehen, die Einwanderung nach dem Staate Paraná bedeutend einzuschränken. Auswanderer, welche sich die Niederlassung im Staate Paraná zum Ziele gesetzt haben, können aber keineswegs damit rechnen, tatsächlich auf einer Kolonie in diesem Staate unterzukommen, müssen vielmehr gewärtig sein, nach langer fruchtloser Wartezeit schließlich anderweitig untergebracht zu werden.“ — Von einer solchen Einwanderung in Paraná haben wir, offen gesagt, nichts gehört und ebenso wenig, daß die brasilianische Regierung sich veranlaßt gesehen habe, die Einwanderung nach dem genannten Staate einzuschränken. Die niederösterreichische Statthalterei war jedenfalls falsch unterrichtet, als sie den Runderlaß herausgab.

Die „Sud Atlantique“ hat sich wieder durch einen besonderen Fall empfohlen. Als das Gespensterschiff „Italie“, das uns und Argentinien eine große Anzahl Pockenkranker brachte, den Hafen von Buenos Aires verließ, explodierte ein Kessel. Dabei wurden einige Heizer und Maschinisten verletzt, von welchen einer bald darauf seinen Wunden erlag. Bei der Untersuchung des Falles stellte es sich heraus, daß es sich nicht um einen unglücklichen Zufall, sondern um eine strafwürdige Nachlässigkeit der Heizer handelte. Die „Sud Atlantique“ hat sich nun so empfohlen, daß ihr nur noch angeraten werden kann, sie verkaufe ihre Kessel als altes Eisen

und überlasse die Seefahrerei Leuten, die etwas davon verstehen.

Neue Gartenanlage. Die Präfektur hat für 100 Contos an der Avenida Angelica ein Grundstück erworben, um dortselbst einen öffentlichen Garten anzulegen. Somit erhält unsere Stadt eine Lunge mehr, aber die Enteignungsenthusiasten haben noch immer nicht genug und rufen nach wie vor nach neuen Gärten und neuen Enteignungen. Der neue Garten wird zwischen den Straßen Piahy, Alagoas und Bahia liegen.

Ein Elhedrama. Die Skandalchronik von São Paulo ist wieder um einen Fall bereichert und um einen Fall, der einem Sittenschlichter einen sehr ausgiebigen Stoff zu einer Erzählung mit sensationellen Kapitelüberschriften gibt. Am Donnerstag morgen um neun Uhr gab der in der Rua São Bento etablierte und in den weitesten Kreisen bekannte Schneider Affonso Toschi auf seine Frau Antonia geb. Parisi fünf Revolverschüsse ab, die alle trafen. Der Mann wurde in flagranti verhaftet, das Weib wurde in hoffnungslosem Zustande nach der Santa Casa gebracht. Das Ehepaar lebte seit etwa drei Wochen getrennt und hatte Toschi gegen seine Frau bereits die Ehescheidungsklage eingereicht. Sie hätte am Tage vorher zur richterlichen Vernehmung erscheinen müssen, aber niemand hatte ihren Aufenthaltsort gewußt, sodaß sie nicht vorgeladen werden konnte. — Sie beide trafen sich in dem Hause der Kartenschlägerin Mariani in der Avenida Tiradentes. Es ist diese die Wahrsagerin, die sich für eine Weltberühmtheit ausgibt und die Fähigkeit zu besitzen behauptet, den Schleier der Zukunft zu lüften und den Menschen ihre Zukunft zu enthüllen. Der Frau hat sie aber nicht zu sagen vermocht, daß sie beim Verlassen ihres „Konsultatoriums“ niedergeschossen werden wird. — Aus den Aussagen, die Toschi vor der Polizei gemacht und die mit denen der Frau im Großen und Ganzen übereinstimmen, handelt es sich um einen ganzen Roman und der Unterschied der Aussagen besteht nur darin, daß jeder von ihnen der tugendhafte Held sein will und den anderen schuldig sein läßt. — Affonso und Antonia waren seit dreizehn Jahren verheiratet und bis vor kurzem lebten sie in einer sehr glücklichen Ehe. Auf einmal begann aber die Frau auf „Bicho“ zu spielen und das mit einer solchen Leidenschaft, da sie den Mann in ernste Schwierigkeiten brachte. Das Ehepaar wohnte bei dem Vater der Frau, Herrn Parisi. Dieser stand, so oft die Toschis wegen des unglückseligen Spiels Streit bekamen, auf der Seite des Mannes und sie beide versuchten mit Güte und Vorwürfen oder sogar Drohungen die Frau von ihrer Leidenschaft abzubringen, aber es war nichts auszurichten: Antonia verspielte ihr Wirtschaftsgeld und hatte sie selbst keine Mittel mehr, da borgte sie sich etwas von ihren Nachbarn und der Mann hatte das Vergnügen, jeden Monat ganz ansehnliche Summen an Spielschulden zu zahlen. — Vor einigen Monaten reiste Toschi mit seinem Schwiegervater nach Europa. Antonia, die schon Mutter von fünf Kindern ist, blieb sich selbst überlassen. Der Mann gab ihr soviel Geld, daß sie bis zu seiner Rückkehr gut auskommen konnte und dachte, daß sie, wo sie jetzt mit ihren Mitteln rechnen mußte, das Spiel lassen würde, aber er irte sich, denn Antonia machte auch während seiner Abwesenheit Schulden und außerdem verspielte sie ... 2:500\$000, die ein Schuldner ihres Mannes ihr zurückgezahlt hatte. Als Toschi nach seiner Rückkehr dieses erfuhr, war er natürlich nicht besonders erbaut, aber er hoffte immer noch, die Frau von ihrer Spielwut zu befreien. Ein noch derberer Schlag als die Nachricht, daß die Frau die zweieinhalb Contos

verspielt, war für ihn die Gewißheit, daß seine Frau auch seine Kunden angepumpt hatte. Er schickte einem Herrn eine Anzugrechnung über 150\$000 und dieser legte ihm den Ausweis vor, daß Antonia von ihm schon 250\$000 erhalten hatte. Das brachte Toschi natürlich sehr auf und seine Erregung wurde noch gesteigert, als er einen anonymen Brief erhielt, der ihm denunzierte, daß seine Frau, um für das Spiel Geld zu bekommen, sich mit einigen Lebemännern eingelassen hätte. Er glaubte zuerst dem Briefe nicht, aber, wie es in solchen Fällen immer geschieht, ein Stachel blieb doch in ihm zurück und er begann, ohne es eigentlich zu wollen, seine Frau zu beaufsichtigen, und wenn er sich auch von ihrer Untreue nicht überzeugen konnte, so wurde doch sein Verdacht bestärkt, denn Antonia hatte geheime Gänge. — Eines Sonntags trug er sie ganz unauffällig, ob sie die Männer kenne, die in dem Briefe genannt waren — natürlich sagte er von dem Briefe nichts. Antonia verneinte alles, sie wollte von den Herren nichts gehört haben, aber sie war doch aufgeregt und an demselben Abend war sie aus dem Hause ihres Mannes, das ja auch das Haus ihres Vaters war, verschwunden. Jetzt reicht Toschi die Scheidungsklage ein und am Mittwoch sollte die erste Verhandlung sein, die konnte aber nicht stattfinden, weil man den Aufenthalt Antonias nicht kappte und ihr die Vorladung nicht zugestellt werden konnte. Am Donnerstag trafen sie sich nun in dem Hause der Kartenschlägerin. Er ging hinein, sie kam heraus. Beide begannen fast gleichzeitig aufeinander zu schimpfen und gingen zu Tätlichkeiten über. Sie rollten die Treppe herunter und verletzten sich beide an den Köpfen, daß sie sehr stark bluteten. Auf die Straße hinausgerollt, riß der Mann einen kleinen Taschenrevolver hervor und gab auf die Frau fünf Schüsse ab. — Die Vorgeschichte ist in obiger Fassung die Erzählung des Mannes, die von dem Schwiegervater im Großen und Ganzen bestätigt wird. Antonia hat nicht viel aussagen können, denn ihr Zustand hat das nicht zugelassen, aber soviel hat sie sagen können, daß sie mit den in dem anonymen Briefe genannten Männern nie etwas zu tun gehabt habe und daß sie an dem Sonntag der Aussprache nicht ihrem Manne entlaufen, sondern von diesem auf die Straße gesetzt worden sei. — Es ist nicht ausgeschlossen, daß weder der eine noch der andere die ganze Schuld trägt und diese nur dem Absender des anonymen Briefes zur Last fällt. Dieser kann die Eifersucht Toschis geweckt haben und die Eifersucht sieht bekanntlich doppelt und dreifach, aber nur nicht richtig.

Kaffee. Aus Jaboticabal wird gemeldet, daß die nächste Kaffee-Ernte eine sehr geringe sein werde. Einige prophezeien, daß die durch verschiedene Naturereignisse verursachten Schäden 45 Prozent betragen werden und einige Pessimisten gehen sogar soweit, Verluste von 60 Prozent in Aussicht zu stellen.

Von der Post. Wie der Postadministrator unser Zirkular mitteilt, verfügt die Post jetzt über Automobile, mit welchen die Korrespondenz von den vorstädtischen Agenturen und den Postkästen abgeholt wird. Des Vormittags wird die Korrespondenz um acht und Nachmittags um drei Uhr abgeholt. Die Administration hofft noch, in Kürze eine dritte Rundfahrt einführen zu können. Die Entleerung der Kästen, mit der es bisher nicht richtig klappte, ist also jetzt geregelt und man kann seine Korrespondenz getrost in den Kasten werfen, denn sie wird abgeholt.

Ein Wüstling verhaftet. Dieser Tage wurde auf der Station in der Braz ein gewisser José Moro verhaftet, als er mit einem dreizehnjährigen

Mädchen nach Rio de Janeiro durchbrennen wollte. Dieser Mann hat vor kurzem eine Privatschule in der Rua Matarazzo geleitet und dort hat er vor drei Jahren ein zehnjähriges Mädchen vergewaltigt, mit dem er dann diese drei Jahre unerlaubte Beziehungen unterhalten hat. Nachdem das Mädchen die Schule verlassen hat, ist Moro mit ihm sehr häufig in dem „Hotel Commercial da Luz“ zusammengekommen. Vor drei Monaten hat Moro seine Schule aufgegeben und hat nach Rio übersiedeln wollen. Das Mädchen, das in der letzten Zeit in einer Papierdüten-Fabrik in der Rua Washington Luiz beschäftigt war, ist damit einverstanden gewesen, ihn zu begleiten. Am Sonntagabend ist das Mädchen nicht nach Hause zum Frühstück gekommen. Die Eltern haben sich darauf in der Fabrik erkundigt, ob ihm nicht etwas zugestoßen sei und da haben sie erfahren, daß es überhaupt nicht zur Arbeit erschienen war und weitere Nachforschungen haben ergeben, daß das Mädchen sehr häufig bei der Arbeit fehlte. Rein per Zufall begegneten die Eltern einem anderen, etwas älteren Mädchen und dieses sprach den Verdacht aus, daß die Verschwundene sich in der Gesellschaft des italienischen Ex-Lehrers Moro befinden dürfte. Sie sei auch seine Schülerin gewesen und er habe sie einmal zu vergewaltigen versucht. Jetzt erstatteten die Eltern Anzeige bei der Polizei und dieser gelang es, den Lehrer samt dem gesuchten Mädchen auf der Station in der Braz im Nachtzuge abzufassen. Die Untersuchung wurde geheim geführt, aber sehr bald stellte sich die volle Wahrheit heraus und gegen Moro wurde der Präventivhaftbefehl erlassen.

Mord. Am 10. ds. wurde im Hause Nr. 5 A der Rua Seminario ein gewisser Angelo Bertocci von seinem früheren Arbeitgeber Ugo Trivella ohne jeden Grund durch einen Revolverschuß in die Stirn verwundet. Bertocci ist am Freitag abend seiner Verletzung erlegen. Er hat die Sprache nicht wiedererlangt, aber aus den Aussagen anderer Leute, die sich in dem Hause befanden, geht mit der größten Klarheit hervor, daß Trivella auch nicht den geringsten Anlaß hatte, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Trotz alledem wird der flüchtige Verbrecher von seinem Bruder in der bezahlten Abteilung einer hiesigen Zeitung verteidigt. Jeder Ehrenmann hätte in der Lage Trivellas ebenso gehandelt, sagt der Bruder. — Solche Ehrenmänner sollten alle unter Polizeiaufsicht stehen.

Ueberfahren. Am Freitag-mittag überfuhr ein Wagen des Sanitätsdienstes in der Rua Concordia den in der Rua Bresser 212 etablierten Kaufmann Francisco Catapana. Der Ueberfahrene dürfte kaum mit dem Leben davon kommen, denn er hat sich einen Schädelbruch zugezogen. Der Lenker des Wagens, ein gewisser João Francisco Lima, wurde in flagranti verhaftet.

Die Bankausweise vom November demonstrieren dem Oktober gegenüber eine etwas größere Geldflüssigkeit. Die Kassenbestände der am hiesigen Platze etablierten 11 Hauptbanken bezifferten sich Ende des verfloßenen Monats auf . . . 82.232:146\$ gegen 72.723:266\$ Ende Oktober. Das Plus entfällt aber lediglich auf die Brasilianische Bank für Deutschland und die Commercio e Industria und ist in der Hauptsache durch Beschränkung im Diskontieren entstanden. Dem Vorjahr gegenüber weisen die beiden Monate eine bedeutende Verminderung der Barbestände auf, die sich Ende Oktober 1911 auf 93.697:959\$ und Ende November auf . . . 98.854:252\$ beliefen. Die Verminderung ist vornehmlich auf das Konto der erhöhten Diskontoansprüche im laufenden Jahre zu setzen. Der Bestand an diskontierten Wechseln bezifferte sich Ende

Oktober d. J. auf 165.037:347\$ und Ende November auf 155.571:459\$ gegen 132.811:954\$ bzw. . . . 122.683:652\$ im Vorjahr. Eine sehr auffällige Veränderung macht sich in den Depositen auf festes Ziel bemerkbar. Während im Oktober 1911 diese Depositen mit 78.061:081\$ und im November mit . . . 76.148:000\$ aufgeführt waren, stehen sie im heurigen Oktober nur mit 59.340:452\$ und im November mit 59.768:684\$ zu Buch. Zum Teil mag der Rückgang in der Herabsetzung der Zinsrate begründet sein, aber in der Hauptsache hängt er wohl mit der intensiven wirtschaftlichen Expansion und namentlich den zahlreichen industriellen Gründungen sowie dem Baufieber zusammen. Jedenfalls drückt er eklatant eine bedeutende Belebung des Unternehmungsgeistes aus. Dieser Umstand und die erheblich verstärkte Einfuhr haben auch die höhere Anspannung im Diskontogeschäft bewirkt. In beiden Faktoren hat man in erster Linie die Ursache für die herrschende Geldknappheit zu suchen.

Einen Blick in die Zukunft wirft die Munizipalkammer. In ihrer Eingabe an die Deputiertenkammer, in welcher sie um die Erlaubnis bitten, eine Anleihe aufnehmen zu dürfen, rechnen die Herren Stadtverordneten aus, was die Hauptstadt São Paulo in den nächsten Jahren einnehmen wird. In den letzten Jahren waren die Munizipaleinnahmen die folgenden:

1909	5.313:713\$
1910	6.362:240\$
1911	6.921:210\$

Die stete Zunahme der Steuernommen ermutigt die Munizipalkammer, für die nächsten Jahre folgendes Bild zu entwerfen:

1913	8.000:000\$
1914	8.480:000\$
1915	8.988:000\$
1916	9.528:000\$
1917	10.099:815\$

Es wäre ja alles sehr schön und gut, wenn das Leben so geduldig wäre wie das Papier und wenn man im vorhinein bestimmen könnte, wie die Zukunft sich gestalten soll. Mit dem Anwachsen der Stadt werden natürlich auch die Einnahmen größer werden, aber auch die Ausgaben werden zunehmen, und wenn das Munizip sich nun die große Schuldenlast von 45 Millionen aufladet, dann wird es kaum instande sein, den immer größer werdenden Verbindlichkeiten gerecht zu werden; die Zinsen werden alles absorbieren. Es wäre deshalb wohl angebrachter, die Stadt langsam zu verschönern, aber unsere Stadtväter sind nun einmal nicht von der Idee abzubringen, daß São Paulo über Nacht eine der schönsten Städte der Welt werden müsse. Wenn es so ginge wie mit der Putzmühle, von der die Fabel zu erzählen weiß, daß auf der einen Seite alte Jungfern in den Trichter geworfen wurden und auf der anderen junge Mädchen herauskamen — dann könnte man die runzlige Paulicea in den Trichter schieben, um auf der anderen Seite eine moderne Großstadt mit offenen Armen zu empfangen; aber diese Mühle findet man heutzutage in keinem Katalog mehr.

Besuch. Unsere Stadt beherbergt einen deutschen Gast, Herrn Dr. Aumann vom Hygieneinstitut in Hamburg. Der deutsche Gelehrte hat am Mittwoch in Begleitung des Herrn Bruno Rangel Pestana die verschiedenen Dependenzen des Sanitätsdienstes besucht, sowie auch das Pasteurinstitut und die Santa Casa. Heute wird er unter anderem der Einwandererherberge einen Besuch abstatten und sich dann nach Santos begeben, um das neue Isolierhospital zu besichtigen.

Bundeshauptstadt.

Eine historische Flagge. Die Direktion des Städtischen Archivs hat an das Sekretariat der Munizipalkammer das Ersuchen gerichtet, ihr die republikanische Fahne auszufolgen, die am 15. November 1889 der Journalist und Stadtverordnete José do Patrocínio auf dem Gebäude der Munizipalkammer hißte. Diese Fahne gehörte seiner Zeit dem Centro Republicano Lopes Trovão. Sie weist 14 horizontale grüne und gelbe Streifen auf und in der oberen Ecke am Flaggenstock ein schwarzes Rechteck mit 20 weißen Sternen, die die 20 Staaten versinnbildeten. Diese historische Fahne soll fortan im städtischen Archiv aufbewahrt werden.

Auf einem kleinen Postamte. Man schreibt uns: „Der Ort, wo ich wohne, hat keine Postbestellung durch Briefträger. Man muß die Korrespondenz abholen oder abholen lassen. Ich schicke zu diesem Zwecke jeden Vormittag, wenn die Verteilung beendet ist, einen Boten. An vier Tagen der Woche erfolgt die Aushändigung auch ohne Schwierigkeiten, an drei Tagen aber spielt sich mit einem gewissen Beamten mit großer Regelmäßigkeit folgende Szene ab. Der Beamte sitzt an seinem Tische und unterhält sich mit seinen Bekannten, die ihn besuchen oder die ihre Korrespondenz holen. Mein Bote grüßt und fragt, ob Post für mich da sei. „Nein, es ist nichts da.“ Aber das ist unmöglich, denn der Patron ist auf vier Zeitungen abonniert.“ „Nun, es ist trotzdem nichts da.“ Pause. „Aber ich sehe, daß dieselben Zeitungen für andere Leute angekommen sind.“ „So? Dann ist es möglich, daß doch etwas gekommen ist. Aber ich weiß nicht, wo es liegt.“ Pause. „Möchten Sie nicht vielleicht einmal nachsehen?“ „Nein, das hat keinen Zweck, wo ich es nicht weiß. Kommen Sie morgen wieder.“ „Das geht nicht, denn der Patron braucht seine Korrespondenz heute.“ „Dann kommen Sie doch nachmittags.“ Pause. „Nachmittags kann ich nicht kommen, denn wir wohnen weit.“ „Dann warten Sie!“ Pause. (In allen Pausen setzt der Beamte die Unterhaltung eifrig fort). Nach einiger Zeit, wenn der Gesprächsstoff erschöpft scheint, fragt der Bote: „Habe ich jetzt lange genug gewartet?“ Nun erhebt sich der Beamte brummend und hat mit dem ersten Griff schon die Korrespondenz, von der er angeblich nicht weiß, wo sie liegt. Was sagt unser eifriger neuer Generalpostdirektor zu solchen Musterbeamten?“ — Wir glauben kaum, daß er sehr erfreut wäre, wenn er einer derartigen Szene beiwohnen könnte. Ebenso wenig glauben wir, allerdings, daß der Beamte Anlaß zur Freude hätte, wenn sein Chef ihn erwischte. Aber auch in Brasilien heißt es: Der Himmel ist groß und der Zar ist weit!

Schiffsjungen. In der Schiffsjungenschule auf der Cobra-Insel fand am Sonnabend der Schluß des Schuljahres mit einer Feierlichkeit statt, bei der den tüchtigsten Schülern Prämien überreicht wurden. Der Bundespräsident mit seinen militärischen Begleitern, der Marineminister mit hohen Marineoffizieren, zahlreiche Herren und Damen der besten Gesellschaft (die ihr Dasein mit der Teilnahme an solchen Festlichkeiten, Rennen und Bällen ausfüllen) waren zu der Feier erschienen. Im Hof des Marinearsenals hatte zu Ehren des Bundespräsidenten sich das Seebataillon unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Arthur Deocleciano de Oliveira formiert, und auf der Insel hatten im Hofe der Schule die Schiffsjungen Aufstellung genommen. Als der Präsident ankam, meldete sich bei ihm der Direktor der Schule, Fregattenkapitän Deolindo Maciel, der ihn nach der Aula geleitete, nachdem die Re-

vue über das Schiffsjungenkorps abgenommen worden war. In der Aula fand die Verteilung der Prämien statt. Zum Schlusse wurden gymnastische Übungen, Stabturnen usw. vorgeführt. Um 3 Uhr hatte die Feier ihr Ende erreicht.

Ein tüchtiger Polizeibeamter ist der Agent der Kriminalpolizei Miguel Cardoso. Er steckte nämlich mit einer Diebesbande unter einer Decke und statt die Liebhaber fremden Eigentums zu fassen, ließ er ihnen gegen Anteil an der Beute seinen Schutz zu Teil werden. Die Sache kam Ende November heraus durch einen Wäsche-Diebstahl, der im ersten Stockwerk des Hauses Rua S. Pedro 106 bei D. Cecilia de Albuquerque verübt wurde. Nach dem Diebstahl erschien Pinto bei D. Cecilia und bat um Geld für seinen Gesellen Agostinho Martins de Azevedo, der unter dem Verdacht der Mitwiserschaft verhaftet worden, aber unschuldig sei. Einige Tage später sprach Agostinho selbst bei D. Cecilia vor und vertraute ihr an, daß sein Meister im Verein mit dem Kriminalagenten Miguel Cardoso den Diebstahl begangen habe. Cardoso erfuhr davon, kam höchst bestürzt zu der Bestohlenen und erklärte, er werde Agostinho wieder verhaften lassen. Da D. Cecilia bekannt war, daß in der Schlosserwerkstatt notorische Diebe verkehrten, so schenkte sie den Angaben Agostinhos Glauben und machte dem zweiten Hilfsdelegaten Mitteilung. Dieser ließ die im zweiten Stockwerk wohnende D. Maria Luiza Paes Vetromille und die Gesellen Pintos vernehmen, die D. Cecílias Angaben bestätigten. Die Gesellen fügten hinzu, daß der Polizeiagent Cardoso häufig von ihrem Meister Geld gefordert habe, das aus Geschäften herrühren sollte, die sie miteinander hatten. Der Dieb Bento Barbosa de Oliveira, der zu den Besuchern der Pintosen Werkstatt gehörte, sagte aus, Pinto habe Kunden für den Ankauf falschen Papiergeldes gesucht. Wenn jemand auf das Geschäft einging, so habe Cardoso den Betreffenden verhaftet, sobald er die falschen Scheine bezahlt hatte, ihn dann aber gegen ein Lösegeld wieder freigelassen. Die beiden hätten auf diese Weise ein ganz einträgliches Geschäft gemacht. Cardoso hat sich der Vernehmung und Verhaftung durch die Flucht entzogen, während Pinto verhaftet wurde und nach anfänglichem Leugnen gestand. Auf Antrag des zweiten Hilfsdelegaten ist der tüchtige Kriminalbeamte entlassen worden. Außerdem wurde ein Verfahren wegen Hehlerei gegen ihn eröffnet. Von seiner Sorte gibt es noch mehr bei unserer Kriminalpolizei, und das ist einer der Gründe, warum es bei Diebstählen und Einbrüchen in Rio fast nie gelingt, der Verbrecher oder wenigstens der Beute habhaft zu werden. Uebrigens hat die Sache ihre zwei Seiten. Die Beamten werden so schlecht entlohnt, daß sie mit ihrem Gehalt bei den teuren Lebensverhältnissen in Rio nicht ankommen. Sie sind also sehr in Versuchung, sich das Fehllende durch die bei ihrem Berufe so verlockende und bequeme Gemeinschaft mit den Verbrechern hinzu zu verdienen. Den Kriminalbeamten ist nie Geld vorhanden, sodaß sie, auf ihr Gehalt angewiesen, eine recht kümmerliche Existenz führen. Gerade bei der Polizei wäre aber gute Bezahlung erforderlich, um die Beamten vor Bestechlichkeit besser zu bewahren.

Von der Zentralbahn. Der Verkehrsminister, Hr. Dr. José Barbosa Gonçalves, hat für die Zentralbahn einen neuen Reformplan ausgearbeitet und es ist wahrscheinlich, daß man darauf dringen wird, daß diese Reform noch dieses Jahr von dem Kongresse diskutiert werde. Im Gegensatz zu den bisherigen Reformen sieht diese nicht eine Vermehrung, sondern eine Verminderung des Personals vor

und würde man durch sie an Gehältern und Löhnen in einem Jahre tausendfünfhundert Contos ersparen.

Totgefahren. Der Automobilismus hat am Sonntag wieder ein kostbares Menschenleben geraubt. Auf der Rua Conde de Bomfim wurde der Kontreadmiral Luiz de Azevedo Cadaval vom Automobil Nr. 2397 überfahren und so schwer verletzt, daß er nach wenigen Stunden verstarb. Der so plötzlich aus dem Leben gerissene hohe Marineoffizier war am 5. Januar 1855 geboren und gehörte seit 42 Jahren der Marine an. Zum Kontreadmiral wurde er unter der Regierung Dr. Nilo Peçanhas befördert. Sein Tod hat einen furchtbaren Eindruck gemacht und es dürfte dieser schwere Unglücksfall dazu beitragen, die Polizei zum Einschreiten gegen die Rennmanie der Automobilisten zu veranlassen.

Der Straßenbahnverkehr in Petropolis ist gestern um 1 Uhr nachmittags endlich eröffnet worden. Damit wurde der Gesandten- und Villenstadt eine Verkehrsbequemlichkeit zu Teil, die sie schon lange ersehnte und die alle, die von Rio kommend in Petropolis einige Wochen und Monate zubrachten, schmerzlich vermißten. Erbaut wurde die Straßenbahn von der Companhia Brasileira de Energia Electrica (Guinle). Gewiß werden die Anwohner des Straßens, durch die die Elektrische fährt, den ungewohnten Lärm zunächst unangenehm empfinden, aber sie werden sich bald daran gewöhnen und diese Unannehmlichkeit für den großen Verkehrsfortschritt gern in Kauf nehmen. Die Einweihung ging unter großer Beteiligung der Behörden, der Presse von Rio und Petropolis und der gesamten Bevölkerung vor sich.

Eine verunglückte Flucht. In der Avenida Gomes Freire, an der Ecke der Rua Rezende, fuhr der Chauffeur Manoel Gonçalves mit seinem Auto den Briefträger Geraldo Francisco dos Santos an und brachte ihm ziemlich schwere Verletzungen bei. Um sich der Verhaftung zu entziehen, fuhr er mit großer Geschwindigkeit weiter. Aber das Glück war ihm nicht hold, denn gleich darauf stieß er mit einem Lastfuhrwerk zusammen. Nunmehr wurde er verhaftet und nach der Polizeiwache gebracht.

Zur Lebensmittelteuerung. Es wird immer deutlicher sichtbar, daß nicht nur das Angebot von frischem Fleisch durch Machenschaften der Großhändler künstlich verringert und so eine Preissteigerung bewirkt wird, sondern auch das Dörrfleisch, der Stockfisch, die Cerealien und Hülsenfrüchte werden vom offenen Markt zurückbehalten. Auf diese Weise werden einige wenige, die schon so reich sind, daß sie sich derartige Manöver erlauben können, auf Kosten der Gesamtheit noch reicher. Solche nordamerikanischen Geschäftsmethoden sollen und dürfen wir nicht dulden. Wenn die Regierung keine Mittel und Wege findet, um diesem Treiben ein Ende zu machen, dann muß die Bevölkerung zur Selbsthilfe schreiten, indem sie, dem Beispiel europäischer Nationen folgend, zur Gründung von Konsumgenossenschaften schreitet.

Der Bronzekranz. Wir erwähnten schon gestern, daß die Damen, die den reichen Bronzekranz für das Grabmal von D. Orsina da Fonseca zu stiften beschlossen, den größten Teil der Kosten auf andere abzuwälzen versuchen werden. Die Liste, die inzwischen im „Jornal do Commercio“ ausgelegt wurde, bringt den zahlenmäßigen Beweis. Jede der sieben Damen hat fünfzig Milreis gezeichnet. Wenn sie ihre Konferenz und ihre Namen nicht mit solchem Tam-Tam in die Presse lanciert hätten, vor der Konferenz, am Tage derselben und nachher, so hätte man jetzt keinen Anlaß, ihnen

nachzurechnen, mit wieviel Milreis sie ihre Erwähnung in der Oeffentlichkeit bezahlten.

Ein neuer Rettungsapparat in Feuergefahr wurde gestern Nachmittag in der Avenida Rio Branco erprobt. Der Erfinder, Lehrer Arthur Higgins, ließ sich aus dem fünften Stockwerk des „Jornal do Brazil“, also aus recht ansehnlicher Höhe herab. Vorsichtshalber war unten ein Feuerwehraufgebot mit dem Sprungtuch aufgestellt. Der Apparat funktionierte jedoch ausgezeichnet. Natürlich hatte die Probe eine große Menschenmenge angelockt, zumal ja der Brand in der Rua Marechal Floriano dem Rettungsapparat ein aktuelles Interesse verlieh.

Vorgänge in Theresina. In der Hauptstadt des Staates Piahy herrscht der Aufruhr, oder sagen wir lieber die Revolution. Aus Fortaleza kommt die Meldung, daß dort Nachrichten aus Theresina eingetroffen seien, die das Schlimmste befürchten ließen. Die Zahl der Toten sei schon sehr groß. Unter den Ermordeten befinde sich auch der Bundesrichter Dr. Chagas, dem der Vorwurf gemacht wird, die Ermordung des Pater Lopes veranlaßt zu haben. Diese Nachrichten müssen auf die Bundesregierung niederdrückend wirken, denn sie sind nichts anderes als die Ankündigung des Bankrotts eines Systems, das gerade diese Regierung zur Vollendung bringen wollte. Die Bundesregierung wollte skrupellos die Mißwirtschaft der Olygarchien stützen und nun sieht man, daß dies trotz aller Anstrengungen nicht gut ging, denn gegen die Anarchie von oben wirkt die Anarchie von unten und das mit dem Wahlschwindel künstlich aufrecht erhaltene Bauwerk stürzt zusammen. Jetzt wird die Regierung jedenfalls Bundesmilitär nach Theresina entsenden, aber das wird nichts nützen, denn die Zeit der Olygarchie Rosa ist abgelaufen und ihr Leben kann nur etwas verlängert, aber nicht mehr gerettet werden. Am besten wäre es, wenn Miguel Rosa dem Beispiel anderer Olygarchen folgen würde und samt seiner Clique den Staat verlasse, den er ins Unglück gestürzt hat. — Im Bundessenat hat Francisco Glycério die traurigen Vorgänge in Theresina zur Sprache gebracht. Pires Ferreira war wohlweislich nicht im Senat erschienen, und so blieb die Rede des Paulistaner Senators ohne Antwort. Pinheiro Machado, der an den Vorgängen dadurch mitschuldig ist, daß er dem Staate Piahy nicht den Willen ließ und ihm Miguel Rosa mit Gewalt aufzuhalten half, hüllte sich in Schweigen.

D. Orsina da Fonseca. In der Wohnung von Frau Dionysio Cerqueira versammelten sich gestern nachmittag die Damen Nilo Peçanha, Lauro Müller, Rivadavia Correa, Antonio Azeredo, Pedro de Toledo, Belfort Vieira, Bento Ribeiro und Belisario Tavora, um zu beraten, in welcher Weise sie das Andenken von D. Orsina da Fonseca ehren sollten, deren Geburtstag am 17. d. M. zu feiern gewesen wäre. Sie beschlossen, einen prächtigen Bronzekranz für das Grabmal der Verstorbenen zu stiften, jedoch nicht aus eigenen Mitteln, sondern auf Kosten des Volkes. Zu diesem Zwecke wollen sie im „Jornal do Commercio“ eine Subskriptionsliste auslegen, in die sich alle brasilianischen Mütter eintragen können, die an der Kranzspende teilnehmen wollen. Sympathischer wäre es wohl gewesen, wenn die Damen, die der Verstorbenen nahe standen, ihren Bronzekranz allein bezahlten. Aber in dieser Hinsicht huldigt man, wie es scheint, auch bei den Damen unserer Politiker den Ansichten, die von den anderwärts üblichen erheblich abweichen.

Kaffee als Spielobjekt. Der rodolphinische Deputierte für S. Paulo, Herr Martim Francisco, hat in der Deputiertenkammer mit einem Eifer, der

einer besseren Sache würdig gewesen wäre, das Börsenspiel in Kaffee verteidigt. Er sprach nicht etwa zu gunsten der regulären Spekulation, die Kaffee auf Termin kauft oder verkauft, sondern zu gunsten jener reinen Spieloperationen, bei denen der Erwerb oder die Veräußerung der Ware gar nicht beabsichtigt, sondern nur um die Differenz gespielt wird. Herr Martim Francisco hat damit seinem Heimatstaate keinen Dienst erwiesen. Ohne Spekulation ist der Kaffeehandel ebensowenig denkbar, wie irgend ein anderer Handelszweig, denn die Spekulation gehört zum Wesen des Handels. Aber den Spielbetrieb der Differenzgeschäfte wollen wir lieber von Brasilien fernhalten oder ihn wenigstens nicht, wie Herr Martim Francisco es wünschte, mit gesetzlichen Garantien umgeben. Die Art der Spekulation nämlich, die nur ein ganz geringes Kapital erfordert gefährdet die Solidität und Stabilität des Marktes, da sie nicht auf dem Produkt basiert, sondern auf der Spieleidenschaft, die sich nicht mit der Ware operiert, sondern mit Gerüchten. Sie zieht erfahrungsgemäß die solide Spekulation in Mitleidenschaft und erschüttert den Markt. Allerdings ist in der Börsenordnung unserer neuen Produktenbörse das Differenzgeschäft vorgesehen, jedoch mit solchen Einschränkungen, die den Mißbrauch unmöglich machen oder wenigstens erschweren. Was Herr Martim Francisco wünscht, ist jedoch nicht dieses Differenzgeschäft als Ausnahme, als Erleichterung für den Fall schwieriger Liquidationen, sondern als Regel. Hoffentlich läßt sich die Kammer durch seine mit großer Sicherheit und scheinbarer gründlicher Kennerschaft vorgetragenen Ausführungen nicht täuschen, sondern lehnt die Erleichterung des Börsenspiels mit unserem wichtigsten Produkt glattweg ab.

Der panamerikanische Humbug der Yankee scheint wirklich nirgends in Lateinamerika mehr Anklang zu finden. Das leitende chilenische Blatt „El Mercurio“ veröffentlichte dieser Tage einen Artikel, in dem es vor dem Panamerikanismus nordamerikanischer Herkunft warnte und sagte, die Präntionen der Vereinigten Staaten stellten eine ernste Gefahr für die Nationen des lateinischen Amerika. Der „Mercurio“ zitiert dabei eine Reihe von Aussprüchen der Herren Elihu Root und Taft, in denen die leitenden Staatsmänner der Vereinigten Staaten sich höchst verächtlich über die Lateinamerikaner äußerten. Auch in Brasilien hat die Zahl derer, die nicht mehr an das Evangelium von Washington glauben, in der letzten Zeit in erfreulichem Maße zugenommen.

Stoffmuster. Der Finanzminister hat angeordnet, daß Muster von Seiden- oder anderen Webstoffen nur dann als Warenmuster ohne Handelswert betrachtet werden dürfen, wenn sie nicht größer sind, als zur Kennzeichnung der betreffenden Ware nötig ist und wenn von jedem Dessin nur ein Muster kommt. In diesem Falle ist für die Einfuhr Zollfreiheit zu gewähren. Sind die Muster jedoch so groß, daß sie zur Herstellung von Krawatten oder anderen Gegenständen verwendet werden können, so muß die Verzollung erfolgen.

Mord und Mordversuch. Welche nichtigen Gründe hier zu Mord führen, gibt uns folgender Fall einen überaus traurigen Beweis. Der Italiener Paschoal Quintarali und Donato waren früher Freunde, aber vor einem Jahre brachen sie wegen einer belanglosen Wortwechsels ihre Beziehungen ab. Donato, der seinem Berufe nach ein Brennholzhändler ist, hatte zu Paschoal, der wieder Stühle fabrizierte, gesagt, daß das von dem letzteren für die Stühle verwendete Holz nicht das beste sei. Paschoal hatte auf diesen Vorwurf die Erwiderung gehabt, daß Donato vielleicht wohl etwas von Brennholz ver-

stehe, von dem Handwerk und von dem für die Stühle verwendeten Holz habe er aber gewiß keine Ahnung. Ein Wort habe das andere gegeben und sie waren wütend auseinandergegangen. Am Sonntag, nach Ablauf eines ganzen Jahres, trafen sie sich wieder. Paschoal saß vor der Tür seiner Wohnung in der Rua General Flores und Donato richtete an ihn beim Vorübergehen verschiedene Schimpfworte. Paschoal, der keinen Streit wollte, stand auf und ging ins Haus. Donato kehrte dagegen in der Nähe einer Trinkstube ein und wartete bis Paschoal aus dem Hause kam. Als dieses geschah, ging er auf ihn wieder los und bedrohte ihn mit seiner Pistole. Paschoal rief, er möchte nur schießen und Donato schoß wirklich. In diesem Augenblick kam der 16jährige Sohn Paschoals, João, der schon dem ersten Wortwechsel zwischen seinem Vater und Donato beigewohnt, nach Hause. Er war mit einem Revolver und einem Messer bewaffnet und mit diesen Waffen in der Hand, warf er sich auf den Angreifer seines Vaters. Donato entriß ihm aber Revolver und Messer, versetzte ihm einen tiefen Stich in den Hals, gab darauf auf Paschoal aus dem Revolver seines Sohnes mehrere Schüsse ab und stieß ihm noch das Messer João's in die Brust. Paschoal war auf der Stelle tot. João ist lebensgefährlich verwundet und Donato ist über alle Berge, denn in der Aufregung, die sich aller Augenzeugen bemächtigte, gelang es dem Mörder zu entkommen. Die ersten Schüsse, die Donato aus seiner Pistole auf Paschoal abgab, haben nicht getroffen, so daß dieser am Leben geblieben wäre, wenn sein Sohn nicht mit neuen Waffen dazu gekommen wäre.

Wahre Alarmnachrichten kommen aus Theresina, der Hauptstadt des Staates Piahy. Am Mittwoch morgen wurde der Polizeimajor Gerson de Figueiredo von Dr. Francisco Moura Falcão auf offener Straße durch Revolverschüsse ermordet. Der Mörder versteckte sich im Hause des Gerenten des von dem bekannten Pater Lopes herausgegebenen „Apostolo“, namens José Moura. Bald erschien die Polizei und nahm sowohl den Mörder wie auch Moura gefangen. Darauf wurde der Pater Lopes aufgesucht und mit seinen zwei Schwestern verhaftet. Auf dem Wege zum Gefängnis wurde der Priester von den Polizisten erschossen. Wie unsere Leser sich erinnern werden, hat Pater Lopes noch vor wenigen Tagen an den Bundes senator Francisco Glycerio telegraphiert und ihm zur Kenntnis gebracht, daß sein Leben bedroht sei. Der Senator Marschall Pires Ferreira hat das in Abrede gestellt und die Staatsregierung von Piahy, zu deren Clique er ja gehört, als die beste von der Welt geschildert. Die Ereignisse in Theresina sind traurig aber nicht überraschend, denn sie bilden nur ein Glied in der langen Kette ähnlicher Fälle. Früher oder später mußte in Theresina Blut fließen, denn alles drängte einer gewaltsamen Lösung zu. Der Staat Piahy gehörte zu denjenigen, von welchen Pinheiro Machado die Gefahr, „befreit“ zu werden, noch im letzten Augenblick abwand. In Piahy hatte man den Coronel Coroliano de Carvalho als Befreier ausgesucht, aber die Bundesregierung drehte die Sache so, daß die Olygarchie der Rosas am Ruder blieb und ein Mitglied derselben, Miguel Rosa, Gouverneur wurde. Die Piahyenser dachten aber, daß sie ebenso gut seien als die Bürger in ihrem Nachbarstaate Ceará, und da diese der Gewalt mit Gewalt widerstanden, so griffen sie zu demselben Mittel; Gerson de Figueiredo wurde das erste Opfer. Die Regierung Miguel Rosas antwortete mit der Ermordung des geistlichen Oppositionsführers Pater Lopes, und jetzt braucht man kein Prophet zu sein, um sagen zu können, daß die Furie des Hasses in Theresina ent-

fesselt worden ist und daß die Geschichte der brasilianischen Nordstaaten sich um neue Blutszenen bereichern wird. Das ist der Zusammenbruch der Politik der Olygarchien und Pinheiro Machado mag das stützen wie er will und wie er es versteht: der alte Bau ist hinfällig und er wird vielleicht noch rascher vollkommen zusammenstürzen als man ahnt.

Wozu die Feuerwehr gut ist. Die „Imprensa“ veröffentlichte gestern eine Dankeserklärung an das Feuerwehrkorps für die Bereitwilligkeit, mit der die Wehr dem Blatte Wasser besorgte. Die Wasserbehälter in der Druckerei der Zeitung waren vorgestern wieder einmal vollkommen leer, sodaß der Betrieb ernstlich gefährdet war. In ihrer Not wandte sich die Direktion der „Imprensa“ an die Feuerwehr, die einen ihrer Straßenhydranten öffnete, Schläuche nach den Wasserkästen der Druckerei legte und in wenigen Minuten den nötigen „Stoff“ besorgte. Im Grunde genommen ist das ja ein grober Unfug, denn die Feuerwehr ist nicht zur Wasserlieferung da, sondern die soll durch das Städtische Wasserwerk besorgt werden. Wenn das Wasserwerk aber, wie es so häufig geschieht, versagt, so kann man es einem industriellen Betriebe nicht verdenken, wenn es sich hilft, so gut es eben vermag.

Geschäftsberichte des Ministeriums des Aeußern. Wie unseren Lesern erinnerlich sein dürfte, waren die Berichte, die der Minister des Aeußern wie jeder andere Minister alljährlich dem Bundespräsidenten zu erstatten hat, seit langer Zeit nicht veröffentlicht worden. Das hatte im vorigen Jahre in der Presse Anlaß zu unliebsamen Erörterungen gegeben, und auch im Parlament war die Sache zur Sprache gebracht worden. Der Baron Rio Branco beauftragte infolgedessen die Nationaldruckerei mit der Drucklegung der Berichte. Mit manchen anderen wertvollen Manuskripten fielen jedoch auch diese dem Brande zum Opfer, der einen großen Teil der Druckerei in Asche legte. Herr Lauro Müller hat nunmehr Anordnung gegeben, die Berichte von neuem auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Seinen eigenen ersten Geschäftsbericht, umfassend die Zeit vom 31. Januar bis zum 1. April dieses Jahres, wird er in den nächsten Tagen dem Bundespräsidenten vorlegen.

Immer der Lloyd. Der Landwirtschaftsminister hat seinem Kollegen von der Finanzverwaltung mitgeteilt, daß der Obstexporteur Claro Laearda in Paranaguá ihn telegraphisch um Schutz gegen die Agentur des Lloyd Brasileiro in jener Stadt gebeten habe, die sich weigere, Obst zum Transport nach Rio Grande do Sul anzunehmen. Herr Pedro de Toledo weist darauf hin, daß das Landwirtschaftsministerium die Obstausfuhr auf jede Weise zu fördern bemüht, daß es den Exporteuren sogar Prämien gewähre, und daß es unter diesen Umständen nicht angehe, daß eine von der Regierung verwaltete Transportgesellschaft derartigen Bestrebungen dieser selben Regierung hintertreibe. Er bittet daher den Finanzminister, die Lloydagentur in Paranaguá über ihre Pflichten aufzuklären. Der Vorfall paßt zu den übrigen Schönheiten, mit denen uns der glorreiche Lloyd Brasileiro erfreut.

Dr. Frontin über das Bahnwesen. Die Kammerkommission in Rio, die mit der Untersuchung der Frage der Land- und Bahnkonzessionen an ausländische Syndikate betraut wurde, hat in ihrer zweiten Sitzung den Direktor der Zentralbahn, Dr. Paulo de Frontin, gehört. Herr Frontin sagte, daß man an und für sich dem Einströmen fremden Kapitals in Brasilien keine Schwierigkeiten bereiten dürfe, denn wie jedes Neuland brauche auch Brasilien dringend die Mitarbeit ausländischen Geldes. Dieses

komme uns fast ausschließlich aus Frankreich zu, denn die Vereinigten Staaten seien nicht in der Lage, Kapital anzuführen, und Englands Interessen seien mit denen Nordamerikas verbunden. (Das ist eine kühne Behauptung!) Aber wenn auch das große Syndikat, das soviel von sich reden mache, sein Geld zum größten Teil von der Banque de France et des Pays Bas und der Société Générale erhalten habe, so sei doch die eigentliche Leitung nordamerikanisch, und das Personal bestehe zu zwei Dritteln aus Ausländern. Es sei nicht nötig, auf das Unzuträglichkeits dieses Zustandes im Falle eines Krieges hinzuweisen, der nach Meinung Dr. Frontins nur im äußersten Norden oder im äußersten Süden ausbrechen könne und den schnellen Truppentransport nötig mache. (Als ob die Brazil Railway auch nur daran denken könnte, in diesem Falle ihre Bahnen nicht zur Verfügung zu stellen!) Es empfehle sich daher nicht, unsere strategischen und Expansionslinien zu verpachten oder Konzessionen für sie zu erteilen. Diese Bahnen müßten vom Bunde erbaut und verwaltet werden. Herr Frontin kam dann auf die Zentralbahn zu sprechen, die seit 1908 1670 Kilometer neu gebaut habe, und zwar 1005 mit Breitspur und 665 mit Schmalspur. Die Baukosten betrugen 241.000 Contos, oder durchschnittlich 144 Contos für den Kilometer, und für die Breitspurstrecken allein 180 Contos für den Kilometer. Zum Vergleich zog Herr Frontin die São Paulo Railway heran, die mit dem Bau ihrer 139 Kilometer 6.728.862 Pfund Sterling oder 101.082.030.8000 ausgab, was 727 Contos auf den Kilometer Doppelstrecke ausmacht, oder auf den eingleisigen Kilometer 365.5008. Das ist allerdings ein Taschenspielerkunststückchen des Herrn Frontin, denn die Serrastrecke der São Paulo Railway kostete enorm viel, und die Zentralbahn hat seit 1908 keine Serrastrecke zu bauen gehabt. Wenn Herr Frontin also beweisen wollte, daß er billiger baute, als die Privatgesellschaften, so ist ihm dieser Beweis daneben gelungen. Der Zentralbahndirektor setzte dann auseinander, daß drei große strategische Bahnlinien von der Union gebaut werden müßten. Zunächst eine, die nach der Grenze von Santa Catharina und Rio Grande do Sul geht, bis zur Militärkolonie Alto Uruguay oder Peperiguassú, von dort nach São Paulo führend und an die Zentralbahn anschließend. Diese Linie würde etwa 2000 Kilometer lang und hätte den Vorteil, nirgends in die Interessensphäre der Brazil Railway zu geraten. Die zweite Linie sei die Nordwestbahn, die ja schon weit im Bau fortgeschritten sei, und die dritte die nach dem Norden führende Zentralbahnverlängerung Pirapora—Belem do Pará, zu der die Arbeiten ebenfalls in Angriff genommen sind. Die Kommission beschloß, über die Frage der strategischen Bahnen auch den Generalstabschef General Caetano de Faria zu hören, und zwar gemeinsam mit Herrn Frontin. Zu diesem Zweck wird eine neue Sitzung anberaumt werden.

Mit einer eigenartigen Anfrage hat sich der Justizminister an den Präsidenten des Obersten Bundesgerichtes gewandt, nämlich ob das Gericht den Gerichtssekretär im Acre-Gebiet, Antonio Dias Coelho, Urlaub erteilt habe und auf wie lange Zeit. Wir waren bisher der Ansicht, daß der Justizminister von allen Beurlaubungen in Kenntnis gesetzt werde, sind aber nun eines anderen belehrt worden. Das scheint auch ein Ausfluß der Unabhängigkeit und der Gleichordnung der richterlichen Gewalt mit der gesetzgebenden und der ausführenden zu sein. Im Interesse einer geordneten Verwaltung liegt es ganz gewiß nicht, wenn die Unabhängigkeit so weit getrieben wird.

Das Gespenst des Hungers.

Von O. Umfrid.

Es ist ein böses Wort, das auch auf Männerherzen lähmend wirken kann, das Wörtlein „Hunger“. Man war gewohnt, es hier und da aus weiter Ferne nach Westeuropa hereintönen zu hören, aus Indien oder China, oder auch einmal aus der Mitte des halbasiatischen Rußlands. Aber daß wir selbst davon betroffen werden könnten, daß unsere im ganzen durch regelmäßige Ernährung verwöhnte Bevölkerung plötzlich vor dem Nichts stehen könnte, das hat man sich in der Regel nicht klar gemacht. Die große Dürre des Jahres 1911 und die verderbliche Nässe des laufenden Jahrganges hat zwar schädigend auf viele Feldfrüchte eingewirkt und eine in weiten Kreisen sehr empfindliche Tuerung der Lebensmittel herbeigeführt; aber eigentlichen Hunger haben auch die arbeitenden Klassen bis jetzt nicht gelitten. Drohender hat sich das Gespenst bereits bei dem letzten großen Massenstreik in England erhoben. Das Gespenst hat gezittert vor der Möglichkeit, daß der Transport der Nahrungsmittel unterbunden werden könnte, und London hat gezeigt, daß es ohne die Zufuhr von außen keine acht Tage leben kann. Daher auch die Nervosität der Engländer in allen Fragen, welche die Seeherrschaft betreffen, kraft deren sie allein instande zu sein meinen, die nötige Lebensmittelzufuhr zu sichern. Für ein Volk, das die Dummheit beging, die eigene Landwirtschaft zu einer Zeit zu vernichten, da der ewige Friede noch nicht gesichert war, und das durch eigene Produktion nur ein Zwölftel des Bedarfes decken kann, ist es selbstverständlich eine Lebensfrage ersten Ranges, ob es ihm gelingt, das für elf Monate nötige Getreide vom Ausland einzuführen. Amerika ist die Kornkammer für England. Verschließt sich diese Kammer, so nagen unsere Vettern über dem Kanal am Hungertuch. Daher die Begeisterung, mit der seinerzeit das englisch-amerikanische Schiedsgerichtsprojekt in London aufgenommen wurde. Wäre es zustande gekommen, wäre tatsächlich das Wort „englisch-amerikanische Kriegsmöglichkeit“ aus dem Lexikon gestrichen worden, so hätten die Engländer um ihr täglich Brot nicht bangen zu sein brauchen. Der amerikanische Senat hat ihnen indes die schmerzliche Enttäuschung bereitet, daß er den Schiedsgerichtsvertrag ausweidete, so daß nur noch die traurige Hülse eines solchen übrig blieb. Sollten diese Yankees wirklich instande sein, den verteuert klugen und raffinierten Gedanken Rudolf Meyers zu durchdenken: „Sobald Rußland und die Vereinigten Staaten sich die Hand reichen, beherrschen sie Europa; sowie sie sich verbünden, demselben Lebensmittel nur dann zukommen zu lassen, wenn Europa solche Preise dafür zahlt, als sie ihm abverlangen, dann können diese beiden Weltreiche einen Ausfuhrzoll auf Lebensmittel legen, und wir werden ihn bezahlen müssen; denn wir können ihre Waren nicht entbehren.“

Ein russisch-amerikanisches Bündnis, — das ist einmal wieder etwas Neues für unsere Realpolitiker, und gewiß haben die wenigsten von ihnen daran gedacht. Aber ob es je zu einem solchen Bündnis kommt, — Tatsache ist, daß die mitteleuropäischen Industriestaaten mehr und mehr in Abhängigkeit geraten von den getreideausführenden Ländern. Und wenn einmal diese Länder ihre Tore sperren, dann droht der Hunger nicht bloß den Engländern, sondern auch uns.

Andrew Carnegie, der nicht nur ein geschäftsgewandter Milliardär, nicht nur ein begeisterter Friedensmäcenas, sondern auch ein weitblickender So-

zialpolitiker ist, sagt in seinem Buch „Amerika, ein Triumph der Demokratie“: „Diese gewaltige, täglich wachsende Ausfuhr an Nahrungsmitteln nach Europa muß ernste Gedanken für die Zukunft erwecken. Die Bevölkerung der Alten Welt nimmt in ungeahntem Maße zu, ohne daß zugleich die bebaute Fläche oder deren Produktivität wüchse. Die 172 Millionen, welche Europa zu Anfang des 19. Jahrhunderts beherbergte, haben sich auf 312 Millionen vermehrt, — ein Zuwachs, der in der Geschichte der Alten Welt beispiellos dasteht. Schon kann die Nahrungsmittelproduktion mit dem Konsum nicht mehr gleichen Schritt halten: ohne die Hilfe Nordamerikas und anderer Länder wären wirtschaftliche Krisen unvermeidlich gewesen. So beträgt das jährliche Plus an Getreide, das in Europa eingeführt werden muß, ca. 134 Millionen Hektoliter, das an Fleisch 853.000 Tonnen. Schon jetzt ist es also auf auswärtige Hilfe, vor allem von seiten Nordamerikas, angewiesen, um diesen Ausfall zu decken, und wird mit zunehmender Bevölkerung in ein festes Abhängigkeitsverhältnis zu ihm treten müssen.“

Dazu kommt, daß Panamerika als einheitliches Wirtschaftssystem mehr und mehr in die Erscheinung tritt. Nordamerika nimmt die südamerikanischen Staaten als Absatzmärkte, die von Rechts wegen ihm gehören, in Anspruch. So kommt die Zeit unaufhaltsam immer näher, in der Panamerika aufhören wird, unsere Waren zu kaufen. „Sobald in Amerika,“ sagt Dr. Losch in seinem Buch „Nationale Produktion und Berufsgliederung“, „die eigene Industrie genügend erstarkt ist, finden die europäischen Produkte keinen nennenswerten Absatz mehr; ja Amerika tritt dann selbst in den noch übrigen Teil des Weltmarktes als Verkäufer auf. Dann haben wir kein Geld, um Brot für unsere Industriearbeiter einzutauschen“ — und wieder droht der Hunger.

Das mußte man sich in Deutschland besonders während der Marokkokrise klarmachen. Die ganze Schwierigkeit ist, wenn man (wie billig) unseren deutschen Staatsmännern die bestmöglichen Gründe zutraut, aus nichts anderem hervorgegangen als aus der Angst, daß es der deutschen Industrie an Rohmaterialien und Absatzgebieten und dem Ueberschuß deutscher Bevölkerung an Abflußkanälen fehlen könnte. Es geht eine Ahnung durch unsere Industriestaaten, daß der Weltmarkt nicht ewig aufnahmefähig bleiben wird, daß eines Tages sämtliche Kulturländer industrialisiert sein werden, daß dann unsere Waren im Ausland keine lohnende Abnahme mehr finden werden, weil die Ausländer instande sein werden, ihren Bedarf selbst zu decken. Woher soll der Deutsche dann das Zwölftel von Getreide bezahlen, das er nicht selbst hervorbringen kann, und die Südfrüchte und andere Genüsse, an die er sich gewöhnt hat? Daher die Zappeligkeit der auswärtigen Politik. Dr. Losch wird das Richtige getroffen haben, wenn er sagt (a. a. O.): „In demselben Augenblick, wo ein zunehmender Prozentsatz eines Volkes nicht mehr durch Nahrungsmittelproduktion des Inlandes ernährt werden kann, wird die innere und äußere Politik dieses Volkes verwickelt und kritisch... Während der einheimische Broterzeuger nur vom Wetter und von seiner Arbeit abhängt, hängt der ausländische Brotbezieher von der Verkaufsmöglichkeit der von ihm hergestellten Waren im Ausland und noch dazu vom ausländischen Wetter ab... Niemand kann in Abrede stellen, daß der Bedarf an Nahrungsmitteln für ein Volk so unerbittlich notwendig ist, daß man überhaupt nur in zwei Fällen ruhig sein kann: entweder müssen jene Waren in ihrer ganzen Menge im Inland erzeugt oder müssen sie aus Quellen ent-

nommen werden, deren Offenhaltung in jedem einzelnen Augenblick der Macht des einführenden Landes unterworfen ist. Ein dritter Zustand führt auf die Dauer den Ruin jedes Volkes herbei."

Was soll denn nun geschehen, um das Gespenst des Hungers zu bannen? Jede kriegerische Unternehmung zum Zweck der Eroberung von Märkten oder von Ländern ist ein veraltetes und im höchsten Maß zweischneidiges Verfahren. Die Möglichkeit einer Niederlage muß billigerweise ebenso fest ins Auge gefaßt werden wie die Möglichkeit eines Sieges. Wenn wir nun um Marokko oder der französischen Kongo-Kolonie willen Krieg führen wollten, so müßten wir riskieren, daß uns von dem mit Frankreich verbündeten England der Kanal gesperrt würde. Während des Ostasiatischen Krieges sind die Lebensmittelpreise in dem Getreide exportierenden Rußland ums Dreifache gestiegen. Die für das alte Europa lebensgefährlichen Balkanwirren werden ähnliche Folgen zeitigen. In dem relativ getreidearmen Deutschland würden die Preise im Falle eines Krieges, in den wir selbst verwickelt würden, wahrscheinlich aufs Zehnfache steigen. Schlägt sich aber Rußland auf die Seite unserer Feinde, so ist uns die Hungersnot gewiß.

Es bleibt zunächst nichts anderes übrig, als durch möglichst vorteilhafte und bestimmt abgefaßte Handelsabkommen den Absatz deutscher Industriewaren zu sichern, sodann aber bewußt einer Zeit entgegenzustreben, da sich Deutschland mit Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien zu einem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiet zusammenschließen würde, oder einer Zeit, da es sich selbst genügen könnte, wobei insbesondere darauf zu achten wäre, daß die deutsche Landwirtschaft stark genug gemacht werden müßte, um durch Ausdehnung und gleichzeitige Intensierung des Betriebes das deutsche Volk ernähren zu können. Es müßte aber endlich die deutsche Auswanderung in ganz anderer Weise, als es bisher geschieht, geregelt und in überseeische Kulturländer abgeführt werden, mit denen Niederlassungsverträge nach Art des japanisch-brasilianischen Ansiedlungsvertrages abzuschließen wären. Dann hätten wir keine notleidenden Massen, keine industrielle Reservearmee im Land, die wir nicht ernähren könnten, dann, aber auch erst dann wäre die Gefahr des Hungers für alle Zeiten beschworen.

Gewalt und Recht.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

Berlin, den 15. November.

Der gewaltsame Tod des spanischen Ministerpräsidenten Canalejas ist in Deutschland bemerkenswert wenig kommentiert worden. Es scheint, als ob die Ströme von Blut, die immer noch den Balkanboden tränken, und als ob die fortdauernde Besorgnis vor noch grauenhafteren Blutopfern Europas Nervenkraft derartig absorbieren, daß für das traurige Schicksal eines Einzelnen kaum mehr als "das durch die gute Sitte gebotene Maß des Mitgefandens übrig bleibt. Und doch hätte der so sinn- und zwecklos niedergeknallte spanische Staatsmann in sicherlich höherem Maße als so manches frühere Opfer des Fanatismus eine sympathische Würdigung seines Wollens und Vollbringens verdient. War er doch, abgesehen von den nicht geringen Verdiensten um sein Vaterland, die er sich in zähem Kampfe gegen französische Begehrlichkeit bei Regelung der marokkanischen Interessenfrage erwarb, der erste spanische Minister, der nicht nur in Worten dem

allmächtigen Klerikalismus entgegenzutreten wagte. Zugegeben, daß ihm speziell in der Frage der Ordenskongregationen, deren Lösung sein programmatikalisches Versprechen war, schließlich nur sehr unbedeutende Erfolge beschieden gewesen sind, so wird es doch sein unvergängliches Verdienst und ein wirklicher Ruhnestitel für ihn bleiben, daß er es überhaupt unternahm, der klerikalen Allmacht die Stirne zu bieten.

Daß das liberale Ministerium am Ruder bleibt und in der Person des seitherigen Kammerpräsidenten Grafen Romanones ein fortschrittlich gestempeltes Oberhaupt erhielt, muß nach der ganzen Sachlage als posthumer Triumph des Ermordeten gewürdigt werden, zumal der Klerus unter Führung der Jesuiten sehr energisch für eine neue konservative Ära eingetreten ist.

Vor übertriebener Bewertung dieses Faktums hat man sich allerdings nach wie vor zu hüten, denn selbst der Liberalismus in Spanien ist, recht betrachtet und im günstigsten Falle, ein durch Konzessionsnöthen an den modernen Geist abgemilderter Klerikalismus. Schwarz ist und bleibt wohl für lange Zeit hinaus noch Trumpf im Lande der Orangen und auch das neue liberale Ministerium wird es beispielsweise schwerlich wagen, den andauernden internationalen Bemühungen nachzugeben, die auf eine Wiederaufnahme des Ferrerprozesses gerichtet sind.

Wozu auch schließlich diese triste Episode nochmals aufwärmen, wozu die Leidenschaften pro und contra neu entfachen? Ferrer wird bleiben, was er schon zu Lebzeiten war und noch heute ist: den einen ein Märtyrer, den anderen ein Umstürzler. Sein Los war, recht betrachtet, schließlich nur das eines jeden, der als Schwächerer dem Stärkeren seine Ueberzeugungen aufzuoktroieren versucht, ohne daran zu denken, daß die Annahme dieser Meinung eine Selbstschädigung bedeuten würde. Er hat das Recht der wuchtigeren Faust fühlen müssen, welches sich vielleicht in anderen Ländern milder brutal und weniger restlos betätigt hätte, wie auf dem historischen Boden der Torquemadas, das aber überall zutage tritt, wo man genauer zusieht selbst im Rechts- und Kultur-Staate Deutschland!

Oder wäre es etwa auf andere Weise erklärlich, daß, wie der Direktor des königl. Zellengefängnisses Moabit, Dr. jur. Finkelnburg, auf Grund unanrechenbarer statistischer Erhebungen festgestellt hat, inmitten des ordnungsliebendsten aller Völker, des deutschen, jeder sechste Mann und jede fünfundzwanzigste Frau wegen Verbrechens oder Vergehens gegen Reichsgesetze bestraft ist?!

Wohl bemerkt: wegen Verbrechens oder Vergehens! Es sind also nicht eingerechnet alle Uebertretungen wie Bettelerei, Landstreicherei, gewerbsmäßige Unzucht, Feld- und Forst-Frevel, alle Zuwiderhandlungen gegen Landesgesetze, alle Zoll- und Steuerdefraudationen, alle Militärgerichtsurteile; und ebensowenig eingerechnet sind die gegen Ausländer verhängten Strafen sowie — last but not least — alle Verbrechen und Vergehen, die nicht zur Kenntnis der zuständigen Behörden gelangen bzw. aus diesem oder jenem Grunde unbestraft blieben!

Man mache sich also ein Bild, wie der prozentuale Anteil des deutschen Volkes an Verbrechen und Vergehen in Wahrheit aussähen würde, wenn die Statistik schlechtweg alle bestraften oder strafbaren Gesetzesverletzungen einzubeziehen vermöchte! Zurzeit leben in Deutschland rund 3.060.000 männliche und 809.000 weibliche Personen — und zwar unter ersteren 90.000, unter letzteren 18.000 Jugendliche —, die wegen Verletzung von Reichsgesetzen bestraft sind. Das bedeutet, da die strafmündige Bevölkerung nach Abzug der Ausländer

45.438.000 Personen ausmacht, daß jeder sechste Mann, jede fünfundzwanzigste Frau, jeder 43. Knabe (im Alter von 12 bis 18 Jahren) und jedes 213. Mädchen wegen Verletzung von Reichsgesetzen bestraft ist.

Wie sind solche monströsen Ziffern erklärlich? Sollen wir mit diversen Pastorenblättchen, die sich dieser Statistik zu propagandistischen Zwecken bemächtigt, tatsächlich annehmen, daß die schwindende Religiosität für die Höhe der Kriminalität verantwortlich sei? Das wäre ein böses Omen für die Zukunft des deutschen Volkes, denn die Religiosität in dogmatischem Sinne nimmt ganz unleugbar mit der kulturellen Entwicklung ständig und überall ab, so daß das Wort von der Religion, die dem Volke erhalten bleiben müsse, obwohl an sehr machtvoller Stelle geprägt, verwehen wird wie eben alle Worte verwehen. Zudem bietet es ja auch bekanntlich keine allzu großen Schwierigkeiten, wenn man beweisen will, daß kirchliche Religiosität nichts weniger als abschwächend auf kriminelle Instinkte einzuwirken pflegt. Nirgends wird andächtiger gebetet als in den berüchtigten Abruzzern und in sonstigen angenehmen Gegenden, wo der Wanderer nicht seines Lebens sicher ist.

Zum Glück scheint aber die Gefahr, unser deutsches Vaterland zu einem großen Zuchthause werden zu sehen, noch auf andere Weise beschwörbar zu sein. Die zitierte Kriminal-Autorität vertritt wenigstens den Standpunkt, daß wir einen vollkommenen Systemwechsel in der Justiz benötigen und daß die Lösung des Problems in dem Prinzip zu erblicken sei, in Zukunft Strafen nur noch da zu verhängen, wo das Allgemeininteresse durch keine anderen Mittel geschützt werden kann.

Daß diese Anschauung, die sich übrigens erfreulicherweise auch in Richterkreisen zunehmende Anhänger zu erwerben weiß, zugleich eine Anklage des Machtmißbrauches ist, leuchtet wohl ein. Nur dadurch, daß die vollstreckenden Faktoren der Gesellschaft sich für berechtigt halten, die Klinke des Gesetzes auch da zu handhaben, wo der wesentliche Faktor jeder Strafjustiz, die Schädigung oder Gefährdung der Gesellschaft überhaupt nicht in Frage kommen kann, ist es erklärlich, daß bei einem Volke wie dem deutschen die Kriminalität so erschreckende Dimensionen anzunehmen vermochte, wie sie uns aus obigen Ziffern entgegenleuchten.

In der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin wird S. Exz. der brasilianische Gesandte Herr Dr. Itibere da Cunha morgen einen Vortrag halten. Sein Thema lautet: „Die Kodifikation des internationalen privaten und öffentlichen Rechts zwischen Nord- und Südamerika.“ Ich werde in meinem nächsten Briefe Näheres berichten.

Aus Anlaß des heutigen Nationalfeiertages hat der brasilianische Gesandte nebst Gemahlin Empfang angesagt, bei dem die „Deutsche Zeitung“ São Paulo, vertreten sein wird.

Aus aller Welt.

Ein neuer deutscher Verein in Manchester. Das Deutschtum in Manchester plant einer Anregung des dortigen deutschen Turnvereins zufolge die Gründung eines neuen deutschen Vereins als Ersatz für die „Schiller-Anstalt“. Es hat sich in dieser Angelegenheit bereits ein Ausschuß gebildet, der ein leerstehendes Grundstück neben der Turnhalle ankaufen und darauf ein Vereinshaus errichten lassen will. Dieses soll die üblichen Vereinsräume einschließlich Gesellschaftszimmer, Bil-

lardsaal und Kegelbahn enthalten. Die Kosten für den Neubau nebst Anschaffungen sind auf etwa 1500 Pfund Sterling veranschlagt. Der neue Verein will hauptsächlich die deutsche Kolonie von dem beschämenden Gefühl befreien, daß eine so bedeutende und einflußreiche deutsche Gemeinde, wie die Manchesters, kein eigenes Heim besitzt. — Vorläufig sind schon 500 Pfund Sterling gezeichnet, und man hofft bestimmt, die nötige Summe zusammen zu bringen.

Verdurstet in Südwest. Nach einer vom Kommando der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika bei der Polizeiverwaltung in Marienburg in Westpreußen eingegangenen telegraphischen Meldung ist der in Marienburg gebürtige Vizefeldwebel der Schutztruppe Friedrich Uebersohn am 25. Oktober auf einer Expedition verirrt und hat dabei den Tod durch Verdursten gefunden. Die Leiche wurde elf Kilometer von seiner Station aufgefunden. — Der Verstorbene ist ein Sohn des Brückenwärters Uebersohn in Marienburg; er war mit einer Deutschen verlobt und stand kurz vor seiner Verheiratung.

Die Agitation gegen den Gotthardvertrag in der Schweiz. Der Vertrag über die Gotthardbahn, den Deutschland schon längst ratifiziert und das italienische Parlament bereits im letzten Sommer gutgeheißen hat, ist in der Schweiz, namentlich in der Westschweiz, immer noch Gegenstand eifrigster Befehdung. Die Vertragsgegner drohen sogar mit einer Volksbewegung, die erreichen soll, daß wichtige Staatsverträge dem Volke zur Abstimmung unterbreitet werden. Wie man vernimmt, ist die Schweizer Regierung einstimmig für den Gotthardvertrag, den sie durch eine besondere Delegation, bestehend aus den Bundesräten Perrier, Schultheß und Bundespräsident Forrer, im Parlament verteidigen wird. Da der Kommission des Nationalrates für den Gotthardvertrag neue Akte zugehen werden, kann der Vertrag in der Dezember-session nicht mehr parlamentarisch behandelt werden.

Eine Million Dollar für eine Erfindung. Der Preis von einer runden Million Dollar erwartet den glücklichen Erfinder, dem es gelingt, einen Apparat herzustellen, der den Schmelzhüttenrauch verzehrt. Derartige Vorrichtungen werden ja schon mit Erfolg in vielen großen Städten angewendet, aber in allen diesen Fällen kommt der Rauch von einfachen Öfen her, die nichts als Kohle oder Holz verbrennen. Schmelzhüttenrauch jedoch enthält Gase, die von dem Schmelzen der Metalle herrühren, und bis jetzt ist es dem menschlichen Verstande nicht gelungen, ein Mittel zu finden, das die giftigen Wirkungen des Rauches auflöst, der die Atmosphäre um ein jedes Schmelzwerk herum verpestet.

Auch eine Richterbestechung. Ein heiterer Versuch, einen ganzen Gerichtshof zu „bestechen“, wurde in Paris gemacht. Ein Angestellter namens Emile Kaufmann war als Zeuge zu einem Termin am 4. v. M. vor die X. Kammer des Zuchtpolizeigerichts geladen worden. Statt seiner traf jedoch ein Brief ein, in dem er ankündigte, daß er nicht kommen könne. Sein Chef erlaube ihm nicht, mehrere Stunden zu fehlen, und im Justizpalast wisse man zwar genau, wann man zu erscheinen habe, aber nie, wann man wieder gehen dürfe. Das hübscheste an dem Brief war jedoch das folgende Postskriptum: „Gleichzeitig gestatte ich mir, Ihnen die anliegenden vier Sitze anzubieten.“ Tatsächlich war an dem Schreiben ein kleiner Umschlag aus rosa Papier angesteckt, in dem sich vier Fauteuilbillets für ein Kinematographentheater befanden; ein Sitz für den Präsidenten, zwei für die Beisitzer und einen

für den Staatsanwalt. Dieser Brief, vom Gerichtspräsidenten zu Beginn der Sitzung vorlesen, erregte eine begreifliche Heiterkeit. Der Vertreter der öffentlichen Anklage erhob sich und sprach: „Ich denke, der hohe Gerichtshof wird nicht zögern, gegenüber einer solchen Unverschämtheit, gegen den Unterzeichner dieses Briefes die Strafe auszusprechen, die in der Strafprozeßordnung vorgesehen ist.“ Das Gericht verurteilte Kaufmann zu einer Ordnungsstrafe von 25 Franken, während der Staatsanwalt ihm die vier Billets nebst dem rosa Umschlag durch das zuständige Polizeirevier wieder zugehen ließ.

Spolierung zweier Kisten Gold. Wie man aus Triest meldet, sind von dort mit dem Dampfer „Helonan“ letzthin vierzig Kisten Gold nach Alexandrien verschifft worden. Als Aufgeber figurieren englische Banken, als Adressanten ägyptische Banken. Als man nun bei der Uebernahme in Alexandrien, wie üblich, vorerst das Äußere der Kisten mit dem kostbaren Inhalt prüfte, war alles völlig ordnungsgemäß und tadellos: die Kisten selbst waren intakt, die Siegel unversehrt, die Gewichte stimmten. Als man dann aber die Kisten öffnete, fand man in zwei Kisten statt des Goldes — Blei. Die übrigen Kisten enthielten die in den Aufabscheinen verzeichneten Mengen Gold. In den erwähnten beiden Kisten, aus denen statt Goldes Blei zutage gefördert wurde, hätten sich zehntausend Pfund vorfinden sollen.

Eine Rekordauflage einer Pariser Zeitung. Wie aus Paris berichtet wird, konnte der „Petit Parisien“ für einen der vergangenen Sonntage eine Rekordauflage verzeichnen. An diesem Tage hatten nicht weniger als 1.935.850 Exemplare die Druckpressen der Rue d'Enghien verlassen. Diese Ziffer umfaßt natürlich auch die verschiedenen Provinzausgaben, von denen die erste um 5 Uhr nachmittags mit dem Datum des folgenden Tages erscheint und dank der musterhaften Organisation schon am nächsten Morgen in fast allen Provinzstädten, ja Dörfern Frankreichs zum Verkaufe gebracht wird. Der größte Teil der Riesenaufgabe entfällt auf die Pariser Ausgabe, die erst um 4 Uhr morgens unter die Presse geht und von der gleichfalls eine erkleckliche Anzahl in die benachbarten Departements verschickt wird. Nach dem Riesenaufschwunge, den das Organ des Bauministers Jean Dupuy in den letzten Jahren genommen hat, dürfte die Zwei-Millionen-Auflage schon in der aller nächsten Zeit erreicht werden. Daß von der Auflage nur ein geringer Teil als unverkauft zurückbleibt, geht aus der Tatsache hervor, daß den Verkäufern nur 10 Prozent der übernommenen Blätter als „bouillon“ zurückgenommen werden.

Ermordung eines Millionärs. Nach Mitteilung des österreichisch-ungarischen Konsulates in New York wurde unweit von Chicago der aus Strakonitz in Böhmen gebürtige Millionär Matteusek von seiner Geliebten erschossen. Die Verwandten des Ermordeten wurden aufgefordert, sich wegen ihrer Erbsprüche an das österreichisch-ungarische Konsulat in New York unter Beibringung der erforderlichen Dokumente zu wenden.

Kampf mit Briganten in New York. Wie der „B. Z. am Mittag“ aus New York gemeldet wird, hat sich in den letzten Tagen in einem New Yorker Hotel eine furchtbare Revolverschießerei zugetragen. Die Geheimpolizisten hatten einen Mann und eine Frau aufgespürt, die verdächtig waren, in den letzten Wochen eine Privatwohnung im Westen der Stadt ausgeraubt zu haben, wobei sie Juwelen im Werte von 200.000 Mark erbeuteten. Die Detektiven folgten dem Paar unbemerkt ins Hotel Elswere. Als nach einiger Zeit die drei Polizisten in Beglei-

tung des Wirtes und eines Kellners in das Zimmer des Paares eintraten, wurden sie von demselben mit einem wahren Kugelregen empfangen. In schneller Folge schossen die Diebe alle fünf Personen nieder. Die schwer verwundeten Geheimpolizisten zogen mit äußerster Anstrengung ihre Revolver hervor und feuerten, am Boden liegend, auf das Diebspaar, das durch eine große Zahl von Revolverkugeln getötet wurde.

Vom Milchverbrauch der Stadt Zürich. Die in den letzten Jahren täglich eingeführten Milchmengen betragen für das Jahr 1906 114.000 Liter, 1907 120.000 Liter, 1908 134.000 Liter, 1909 138.000 Liter, 1910 139.000 Liter und 1911 145.000 Liter, d. h. 14.500 Kühe benötigt allein die Stadt Zürich zur Deckung ihres täglichen Milchbedarfs. 1911 ist gegenüber dem Vorjahre eine starke Abnahme der Milchbeanstandungen festzustellen. Die Beanstandungen wegen Schmutzgehalts gehen beständig zurück, ein Zeichen für die Wirksamkeit der geübten Kontrolle und auch dafür, daß bei gutem Willen seitens der Produzenten und Händler wohl eine reine Milch in den Handel gebracht werden kann. In Zürich beträgt der Milchpreis immer noch 27 Rappen der Liter. Von dem andernorts eingetretene Milchabschlag ist also in Zürich noch nichts zu spüren.

Eine Naphtalinlokomotive. Demnächst soll auf der sibirischen Bahn eine Naphtalinlokomotive verwendet werden. Es handelt sich um eine Maschine von 70 Pferdekraften, die die französischen Werkstätten Creuzot gebaut haben. Wahrscheinlich ist dies der erste Versuch, mit einem Abfallstoffe wie Naphtalin eine Motoreisenbahn zu betreiben. Auf anderen Gebieten, zum Beispiel bei Automobilen, hat man mit diesem Stoffe schon Versuche gemacht.

Die Ueberfüllung des Anwaltsberufes. Aus einer von dem Vorstände der Anwaltskammer im Königreich Sachsen aufgestellten Statistik ergibt sich, daß die Zahl der sächsischen Rechtsanwälte in den letzten zehn Jahren (1902 bis 1912) von 724 auf 1219 gewachsen ist. In den letzten vier Jahren wurden durchschnittlich etwa 100 Rechtsanwälte im Jahre an sächsischen Gerichten neu zugelassen, während nur etwa 30 bis 40 infolge Tod oder Aufgabe der Zulassung ausschieden, so daß also ein tatsächlicher Zuwachs von 60 bis 70 Anwälten jährlich eintrat. In anderen Teilen des Reiches liegen die Verhältnisse ganz ähnlich, so daß man von einer geradezu erschreckenden Zunahme des Andranges zur Rechtsanwaltschaft sprechen muß.

Frankreichs Flottenrüstung. Der Abgeordnete und ehemalige Marineminister Lanessan hat in der französischen Kammer eine Entschließung eingebracht, in der der Marineminister aufgefordert wird, möglichst bald ein Flottenprogramm vorzulegen, wonach vor dem Jahre 1920 acht Panzerschiffe gebaut werden sollen, die womöglich den von den europäischen Seemächten gegenwärtig gebaute oder geplanten Panzerschiffe überlegen sein sollen.

Anderthalb Millionen veruntreut. Die Eisenacher Bankiers Strauß und Heberlein veruntreuten anderthalb Millionen Depots, Strauß erschoss sich, Heberlein wurde flüchtig. Viele Existenzen, namentlich pensionierte Offiziere, sind vernichtet.

Das Schiff mit 5100 Bewohnern an Bord. Wie wir in der Novembernummer des „Shipbuilder“ lesen, schreitet die Ansrüstung des im Mai 1912 vom Stapel gelassenen „Imperator“ seiner Vollendung entgegen, und schon in den ersten Tagen des nächsten Frühlings wird dieser größte Passagierdampfer der Welt im Dienste der Hamburg-Amerika-Linie die Jungferreise von Hamburg nach New York antreten. Größe und Fassungskraft des „Imperator“ — dieses neuesten „Kaisers der Meere“ — erreichen riesenhafte Dimensionen. Von der inne-

ren luxuriösen Ausstattung sind bisher noch wenige Einzelheiten bekannt geworden; gewiß werden sie den modernsten Anforderungen und den verwöhntesten Bedürfnissen reicher Passagiere Rechnung tragen. Die Länge beträgt schätzungsweise 879, die Mittelbreite 98 und die Höhe vom ersten Deck bis zum Schiffsboden 65 Fuß! Die Besatzung ist auf 1100 Mann berechnet. Die erste Kajüte gewährt etwa 700 Passagieren Raum; die zweite Klasse wird 600 Passagiere, die dritte 940 und die vierte 1750 Passagiere fassen können! Insgesamt wird also der „Imperator“, diese über den Atlantischen Ozean von Weltteil zu Weltteil schwimmende Stadt, abgesehen von einem nach unglaublichen Gewichten zu berechnenden Ballast, rund 5100 Einwohner beherbergen können. Zurzeit wird auf der „Vulkan“-Werft in Hamburg an der inneren Ausstattung des „Imperator“ gearbeitet.

Fünf Kopperleute zum Tode verurteilt. Wie aus Gibeon gemeldet wird, förderte die Untersuchung gegen die kürzlich von der Schutztruppe an der Ostgrenze von Deutsch-Südwestafrika aufgegriffene elfköpfige Bande von Kopperleuten schwer belastendes Material zutage. Das Gericht verurteilte daher fünf von ihnen wegen Aufruhrs zum Tode, die übrigen sechs zu zehnjähriger Kettenhaft bei gleichzeitiger Deportation.

Strafen für Nahrungsmittelfälscher. Der Milchpantser, der heimlich den Trank, den uns die Kuh beschert, tauft, kann auf eine ganze Reihe Vorgänger zurückblicken. Jüngst sind im Archiv von Puy de Dome einige kulturgeschichtliche Schriftstücke aufgefunden worden, die von einigen vortrefflichen Gesetzen für die „edle“ Zunft der Nahrungsmittelfälscher zu berichten wissen. „Wer immer gewässerte Milch verkauft, in dessen Maul und Schlund soll eine Röhre gesteckt werden und dadurch soll die gewässerte Milch solange hineingegossen werden, bis der Arzt der Meinung ist, daß der Schuldige nicht länger schlucken kann.“ Auch die Butterfälscher wurden unnachsichtlich bestraft: „Wer auch immer Butter verkauft, die Rüben, Steine oder ähnliche unpassende Stoffe enthält, der soll öffentlich an den Pranger gestellt werden. Da soll seine Butter so lange auf dem Haupte liegen, bis sie von der Sonne geschmolzen worden ist, und mittlerweile soll das Volk Schimpflieder auf den Uebeltäter singen (ohne jedoch die Gott und dem Könige schuldige Ehrfurcht zu verletzen).“ „Wer aber faule Eier,“ so geht es fort, „verkauft, der soll ebenfalls an den Pranger gestellt werden, und zum fröhlichen Zeitvertreib sollen die Kinder dem Schulbuben seine faulen Eier ins Gesicht werfen, so daß Frohsinn und Heiterkeit auf dem Marktplatze herrschen möge.“

Schreckenstat einer Irnsinnigen. Eine erschütternde Tragödie spielte sich in Charlottenburg ab. Im Hause Lützowstraße Nr. 16 vergiftete die 20jährige Frida Hofmeister ihre sechsjährige Nichte Elsa Roon und tötete dann sich selbst. Fräulein Hofmeister, deren Vater bei einer bedeutenden Holzfirma in Charlottenburg als Inspektor angestellt ist, war schon seit Jahren gemütskrank. Der Zustand des jungen Mädchens, das ständig unter seelischen Depressionen zu leiden hatte, war jedoch nicht derart, daß ihre Unterbringung in einer Irrenanstalt notwendig geschehen hätte. Vor einem Jahre nahm der Inspektor sein nunmehr sechsjähriges Enkelkind Elsa Roon ins Haus, um es bei sich erziehen zu lassen. Fräulein Hofmeister, die sich nahezu ausschließlich mit ihrer Nichte beschäftigte, faßte zu dem Kinde eine tiefe Neigung. Am Tage der Tat verließ Frau Hofmeister, die Mutter der jungen Dame, auf einige Zeit die Wohnung, um eine Besor-

gung zu machen. Als sie zurückkehrte, fand sie ihre Tochter und ihre Enkelin regungslos auf dem Bette liegend auf. Ein herzugelieferter Arzt konnte nur noch feststellen, daß der Tod infolge einer Vergiftung durch Lysol eingetreten sei. Um das kleine Mädchen zu veranlassen, das Gift zu sich zu nehmen, hatte die Geisteskranke die scharfe Flüssigkeit mit Milch vermischt.

Gesunkene Dampfer. Wie die Blätter aus Milna (Insel Brazza) berichten, ist der italienische Dampfer „Agrunaria“ aus Catania mit einem Displacement von zirka 4000 Tonnen, welcher in der Nacht vom 2. auf den 3. Nov. bei heftigem Sturmwinde aufgefahren war, nunmehr nach Bemühungen zwecks Flottmachung völlig gesunken. Der Leichnam des Kapitäns, der gleich nach dem Unfall vermißt worden war, ist in den dortigen Gewässern aufgefunden und geborgen worden. — Weitere Berichte besagen, daß der einer Ragusaner Dampfschiffahrtsgesellschaft gehörige Dampfer „Beatrix“ von über 2200 Registertonnen, welcher auf der Höhe von Kalamata infolge eines Lecks unter der Wasserlinie zum Auflaufen gebracht werden mußte, nach vergeblichen Versuchen zu seiner Flottmachung unmehr als völlig verloren gilt. Die Besatzung wurde gerettet.

Erleichterung der Scheidung in England. Eine königliche Kommission hat über die Mittel und Wege beraten, wie in gewissen Fällen die Scheidung in England zu erleichtern und zu verbilligen sei. Der Ausschuß ist zu folgenden Vorschlägen gekommen. Es sollen im Lande mehr Scheidungsgerichtshöfe als bisher eingerichtet werden. Die Polizeirichter sollen nicht mehr eine dauernde Ehetrennung verfügen können, sondern nur vorübergehende Trennung. Das übrige würde dann Sache des Scheidungsgerichtshofes sein. Leute von einem Einkommen unter 300 Pfund Sterling und mit geringem Besitz sollen Scheidungsklagen zu einem vorgeschriebenen billigen Tarif anhängig machen können. Bekanntlich war bisher eine Scheidung für Leute, die nicht über große Mittel verfügten, unerschwinglich, falls sie nicht auf Grund des Armenrechtes klagen durften. Männer und Frauen sollen bei der Vorbringung von Scheidungsgründen gleichberechtigt sein. Als Scheidegründe sollen den bisherigen noch hinzugefügt werden: Untreue, böswilliges Verlassen, sowie dieses über drei Jahre anhält, Mißhandlung, unheilbarer Irrsinn nach fünfjährigem Anstaltsaufenthalt, Trunksucht, wenn diese sich nach drei Jahren von der ersten Gerichtsverfügung ab als unheilbar herausstellt, und Zucht-hausverurteilung, wenn diese an Stelle der Todesstrafe getreten ist.

Ein folgenschwerer Hotelbrand hat in St. Louis gewütet. Das Hotel „Berlin“ ist dort abgebrannt. Eine Person wurde getötet, 23 Personen sind schwer verletzt worden. Das Feuer wurde erst entdeckt, als die Treppen schon in Flammen standen und jeder Ausweg abgeschnitten war. 150 Hotelgäste mußten auf Leitern, an Seilen oder durch Sprungnetze gerettet werden. Das Feuer brach in dem Zimmer einer Typhusrekonvaleszenten aus. Diese alarmierte trotz ihres Schwächezustandes das Personal. Die Flammen hatten jedoch rasch das ganze Gebäude ergriffen. Die meisten Verletzungen wurden durch das Verbrennen und Reißen der Seile verursacht.

Vermischte Nachrichten.

Advokatenkniße. Die sensationellen Schwurgerichtsprozesse, die gegenwärtig in Italien zur Ver-

handlung gelangen, geben dem Rechtsanwalt C. Veneziani Gelegenheit, in der Zeitung „Avvenire d'Italia“ einige von den Kniffen zu erwähnen, die italienische Verteidiger anwandten, um auf die Geschworenen Eindruck zu machen und sie zu Tränen zu rühren. Der apulische Rechtsanwalt G. B. Zappoli, der nicht nur als Schriftsteller ein Schalk und Humorist war, fing einmal, als er in einem Totschlagsprozesse eine Verteidigungsrede halten sollte, bitterlich zu weinen an; man suchte ihn, obwohl kein Mensch wußte, warum er weinte, zu trösten, bis er zu den Tröstern, die sich um ihn geschart hatten, unter Tränen sagte: „Ich weine, weil ich beim besten Willen keine Worte finden kann, um einen Unschuldigen zu verteidigen.“ Die Geschworenen waren so erschüttert, daß sie den Angeklagten freisprachen. Ein anderer Anwalt hatte einen Mann zu verteidigen, der, bei einem Diebstahl überrascht, einen Mord begangen hatte. Bleich, abgemagert, von einem Freunde gestützt, erhob sich der Verteidiger von seinem Platz und sagte mit schwacher Stimme: „Seit drei Tagen esse ich nicht; ich wollte den Hunger kennen lernen, um zu sehen, zu welchen Schandtaten er führen kann. Nun wohl, jetzt kann ich mir erklären, wie ein Mensch, der in Not ist und Hunger leidet, zum Diebstahl und zum Mord gelangen kann!“ Der Angeklagte kam mit einer ganz geringen Strafe davon. Am tollsten aber trieb es ein Anwalt, der noch heute das italienische Parlament ziert und vor kurzem durch seinen Austritt aus der sozialistischen Partei viel von sich reden machte. Als Verteidiger einer Frau, die ihren tyrannischen Gatten getötet hatte, sprang er mit einem mächtigen Satz aus der Verteidigerbank heraus, eilte zu dem Käfig, in welchem die Angeklagte saß, und rief mit theatralischem Pathos: „Kommen Sie heraus. Sie armes Opfer menschlicher Brutalität! Nicht Sie verdienen auf dieser Schandbank zu sitzen, sondern ich!“ Dann schrie er, indem er sich, die Arme kreuzend, zu den Karabinieri wandte: „Karabinieri, verhaftet mich! Ich hätte an der Stelle dieser Frau dasselbe Verbrechen begangen!“ Diese pathetische Rede hatte einen großartigen Erfolg; die Frau wurde nicht bloß freigesprochen, sondern erhielt außerdem noch von den mitleidigen Geschworenen ein größeres Geldgeschenk.

Spruchhumor des fernen Ostens. Man hat die Sprichwörter „die Weisheit der Völker“ genannt; aber im fernen Osten scheint das Sprichwort nicht nur ein Hort des Verstandes, sondern noch mehr ein Tummelplatz des Humors zu sein, wenn man einer Sammlung glauben will, die der Engländer Charles Johnston veröffentlicht hat. Dafür, daß auch im Reich der Mitte die Frau nicht selten den Pantoffel schwingt, zeugen die Sprichwörter: „Der Mann denkt, die Frau lenkt“ und „Der Mann denkt, daß er etwas weiß, aber die Frau weiß es besser“. Nicht nur für China hat das Wort Geltung: „Ein Mann mit einer roten Nase kann Antiholiker sein, aber keiner wird es ihm glauben“, oder: „Nicht der Wein macht einen Mann betrunken, sondern der Mann selbst.“ Konfuzius soll bereits die weise Lehre gegeben haben: „Wenn du einem Mann mißtraust, nimm ihn nicht in deinen Dienst; nimmst du ihn in deinen Dienst, dann mißtraue ihm nicht.“ Etwas zynisch muten uns die Sprichwörter an: „Keiner, der Götterbilder macht, verehrt die Götter; er weiß, woraus sie bestehen“, oder: „Wir lieben unsere eigenen Taten, aber die Frauen fremder Männer“. In Japan sind besonders die Weisheitsprüche einer humorvollen Schriftstellerin Sei Schonagon sprichwörtlich geworden. Man zitiert von ihr: „Zu den Göttern beten wir, wenn wir in der Klemme sind.“ „Während deine Tränen noch naß sind, sticht dich

eine Biene“, ein Spruch, der dasselbe bedeutet, wie unser „Ein Unglück kommt selten allein“. Sprichwörtliche Geltung hat auch ein Satz aus einem mehr als tausend Jahre alten Buche: „Der Mund ist die Pforte des Unglücks; die Zunge ist die Wurzel alles Übels. Wäre der Mund wie die Nase, würde der Mensch ruhig und in Frieden leben bis ans Ende seiner Tage.“ „Wer sich selbst lobt, zeigt, daß er ein Narr ist“, sagt das japanische Sprichwort, und von der Macht des Geldes meldet diese östliche Weisheit: „Mit Geld kannst du die Götter Tür dich gewinnen, ohne Geld nicht einmal einen Menschen“, oder: „Wenn ein Mann Geld hat, wird er viele Leute finden mit Wagen, ihn zu wägen“.

Der praktische Engländer. Eine Londoner Gesellschaft besuchte einen Bekannten in seiner Villa auf dem Lande; sie finden alles sehr hübsch, aber schließlich sagt ein Besucher zu dem gastfreundlichen Wirt: „Sag' mal, mein Lieber, was ist eigentlich mit der Haustür los? Man muß ja alle seine Kräfte anwenden, um sie aufzumachen. Die mußt du schmieren oder reparieren lassen.“ „Aber nicht doch! Da ist ja alles in schönster Ordnung. Jeder von euch, der die Tür aufmacht, pumpt mir ja zwei Eimer Wasser in mein Reservoir da oben.“

Umgang mit Menschen. Es gibt Menschen, die geistig nichts geben können. An solchen Menschen, die keine seelischen Kräfte in Bewegung setzen, die deine Liebe oder deinen Haß beanspruchen könnten, ohne daß sie dessen wert wären. Ihnen würdest du Zeit und innere Bewegung opfern, die dir die Seele bei anderen mehr bereichern würden. Lieben und hassen müssen die Menschen. Verschwende aber nicht an das Kleine, was du für das Große nötig hast. Versuche nicht, den Narren zu bekehren, der ernster Gedanken überhaupt unfähig ist. Geh' vorüber, wo ein roher Mensch deines feineren Empfindens spottet. — Wie rasch werden sonst oft in einer kleinlichen Streiterei mit untergeordneten Köpfen Kräfte verzettelt, die uns für bessere Zwecke verloren gehen, ohne jenen zu nützen. — Nicht jeder Klatsch ist wert, daß man sich um ihn kümmert. Nicht jeder Angriff lohnt die Mühe, daß man sich gegen ihn verteidigt. Auch nicht jeder verdient unser Interesse und unsere Hilfe, der uns darum angeht. Es gilt, unser Fühlen zu beherrschen. Denn das Gefühl ist ein gar zu schlechter Haushalter. Es neigt immer zur Verschwendung. Entbehren wollen wir's gewiß nicht, weder in der Liebe, noch im Zorn. — Aber wir dürfen uns von ihm auch nicht dazu verführen lassen, unsere Perlen vor die Säue zu werfen. Die Vernunft muß die Herrin bleiben auch in unseren Begegnungen und Beziehungen mit den Menschen. — Drum, an kleinen Menschen und an kleinen Fragen lernen wir vorübergehen! Die Zeit unseres irdischen Wirkens ist nicht lang genug, daß wir sie an Nichtigkeiten wegwerfen dürften.

Von vorauszeitlichen Lebewesen werden fortwährend neue Ueberbleibsel aus dem bergenden Schoß der Erde gehoben, so bei Rock Springs in Nordamerika 80 Wirbel des größten, auf über 65 Fuß Leibeslänge geschätzten, allen bekannten Dinosaurier. Aber auch von lebenden Tieren werden im Dunkel tropischer Urwälder immer noch neue Arten gefunden. Aus Liberia hat Major Schomburgk fünf Zwergflußpferde nach Hamburg, zu Hagenbeck gebracht, die nicht größer als ein tüchtiges Schwein sind, ungefähr vier Zentner wiegen und Stück für Stück 20.000 Mark gelten. In dem Sumpfland von Lukenyi, nahe beim deutschen Kongozipfel, hat der französische Reisende Le Petit ein Rudel sogenannter „Wasserelefanten“ (Ndgoko na maiwi de Eingeborenen) entdeckt und darüber an den Engländer Cunningham berichtet, der die merkwürdige Entdeckung

in seinem Heimatlande bekannt gemacht hat. Die seltsamen, 6—8 Fuß hohen Tiere mit länglichem Kopf, langem Hals, aber kurzem Rüssel, mit elefantähnlichen Ohren, aber ohne Stoßzähne, mit dunkler und glatter Haut erinnern an ausgestorbene Riesen der Vorzeit und stellen jedenfalls ein bisher „fehlendes Glied“ in der Kette der Lebensentwicklung dar.

Ein niedliches Histörchen berichtet das „St. Galler Tagebl.“ aus Zürich, ohne indessen für seine Richtigkeit die Gewähr zu übernehmen: Eine hiesige Großmüllerei ist kürzlich von den Experten der Sanitätsdirektion einer Inspektion unterzogen worden, wobei sich die Funktionäre von verschiedenen Mehlsorten Muster zum Untersuchen mitnahmen. Einige Zeit darauf erhielt das Geschäft von der Sanitätsdirektion eine Verfügung, wonach der Firma auf Grund der Untersuchung der Mehlbestände verboten wurde, die von ihr produzierte Mehlsorte Nr. 5 weiter zu fabrizieren und für den Gebrauch von Drittpersonen zu verwenden. Das Schreiben enthielt natürlich auch die üblichen Straandrohungen im Unterlassungsfalle. Die Verwaltung der Müllerei soll dieser Verfügung wegen erstaunt gewesen sein; sie verheimlichte ihre Ueberraschung der Sanitätsdirektion nicht und soll dieser denn auch mitgeteilt haben, daß die beanstandete Mehlsorte seit Jahren nur einem einzigen Kunden auf seine ausdrückliche Bestellung hin und auf Grund eines besonderen Auftrages über die Zusammensetzung des Mehles geliefert werde: nämlich dem Kanton Zürich selbst!

Wissenswertes zur Verbesserung der Volksernährung.

In der Gesundheitslehre bildet die Ernährung eines der beachtenswertesten Kapitel. Der menschliche Körper oder seine Organe bestehen aus verschiedenen chemischen Verbindungen, unter denen Wasser, Eiweißstoffe, Fette und mineralische Stoffe die wichtigsten sind. Durch die Tätigkeit des Organismus werden diese Stoffe fortwährend verändert und verbraucht und müssen, um das Wachstum und Weiterbestehen des Körpers zu ermöglichen, teils durch die Atmung, teils durch Aufnahme von Nahrung immer wieder erneuert werden. Die Atmung führt dem Körper Sauerstoff zu, während die Nahrung chemische Verbindungen in ihn gelangen läßt. Der Nahrung wesentlichste Bestandteile sind: Eiweißstoffe, Fette, Stärke, Zucker, Wasser, mineralische Salze. Eiweißstoffe stellen chemische Verbindungen dar, die aus den Grundstoffen Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, sowie geringen Mengen Schwefel und Phosphor bestehen. Zur Ernährung sind die Eiweißstoffe unentbehrlich. Enthalten sind sie besonders in folgenden Nahrungsmitteln: Fleisch, Ei, Topfen, Milch, Hülsenfrüchte, Kabeljau, Hering, Knochenbrühe (Leimschmelze), Primsen, Emmentaler, Schweizer- und Fettkäse usw.

Das Fleisch ist wegen seines stickstoffhaltigen und leichtverdaulichen Eiweißstoffgehaltes ein besonders fruchte ersetzt werden kann. In den Hülsenfrüchten ersetzt werden kann. In den Hülsenfrüchten finden sich folgende eiweißhaltige Stoffe vor: Legumin, Fett, Salze und Stärke. Die Hülsenfrüchte besitzen somit einen hohen Nährwert und übertreffen in Bezug auf den Eiweißgehalt sogar das Fleisch.

Hauptbestandteile für die Ernährung enthalten die meisten pflanzlichen stärke- und zuckerhaltigen Nahrungsmittel, wie Getreidekörner, Mehl (Kleber), Sago, Reis usw., die sich im Körper zu Zucker (Dex-

trin) umbilden. Man nennt sie in der Gemeinschaft Kohlehydrate.

Als ein sehr wichtiges Nahrungsmittel gilt die Butter. Sie kann jedoch durch Kunstbutter (Margarine, aus Rindstalg hergestellt, ersetzt werden, die ebenfalls einen hohen Nährwert besitzt und sich lange Zeit aufbewahren läßt, dabei aber bedeutend billiger wie Naturbutter ist. Alle Fette, Tier- und Pflanzenfette (Öle) führen dem Körper Wärme zu und bilden deshalb ein wichtiges Nahrungsmittel. Wasser ist in allen tierischen und Pflanzenstoffen und in fast allen Nahrungsmitteln enthalten. Im menschlichen Körper beträgt die Wassermenge mehr als die Hälfte seines Gewichtes. Daher ist das Wasser für die Ernährung von großer Bedeutung.

Ein weiteres wichtiges Nahrungsmittel ist das Ei. Der Nährwert eines Eies kommt dem von 5 Dekagramm gekochtem Fleisch oder 1/8 Liter Milch gleich und wiegt den von 1/2 Kilo Birnen oder 1 Kilo Trauben auf. Trotzdem bleibt das Obst wegen seiner ungemein erfrischenden, säurereichen Säfte ein unentbehrliches Genuß- und Nahrungsmittel. Früchte lassen sich in drei große Gruppen einteilen, und zwar in saure, wässrige Früchte (Orangen, Johannisbeeren usw.), zuckerige Früchte (Feigen, Datteln, Bananen usw.), mehlig- und ölige Früchte (Nüsse, Mandeln, Kastanien, Kokosnüsse usw.). Unter allen Früchten hat die Melone den größten Wassergehalt. Das meiste Fett ist in den Stachel- und Himbeeren, darnach in den Erdbeeren zu finden. Den größten Zuckergehalt besitzen Trauben, darnach Reineclauden, dann Zwetschen. Honig besteht aus Trauben- und Fruchtzucker und aus weiteren neunmal wertvolleren Bestandteilen. Die aromatischen Zuckerarten des Honigs sind die einzigen Nährstoffe, die direkt vom Magen in das Blut aufgenommen werden.

Im Sommer ist es nicht von abträglichem Einfluß für den Körper, wenn ihm eine gemischte Kost ohne Beigabe von Fleisch dargereicht wird. Der Genuß von Wurzelgemüse, jungen, grünen Blattpflanzen, sowie allen anderen Pflanzen- und Gemüsearten, Salaten, Kartoffeln, Pilzen usw. erscheint in dieser Jahreszeit völlig ausreichend zum Gedeihen des Organismus.

Die Nahrungsaufnahme soll eine möglichst hochwertige sein. Darunter sind nicht etwa große Mengen von Speisen, sondern von vegetabilischen Nährsalzen der Nahrungsmittel zu verstehen. Frische, grüne Gemüse zählen zu den leichten Speisen. Man bindet solche Gemüse nicht zuviel und salzt sie wenig, damit ihre Eigenart nicht beeinträchtigt wird. Es ist notwendig, leichte mit schweren Speisen abwechseln zu lassen, so daß sie von den Verdauungssäften aufgenommen werden können. In den Kartoffeln ist so viel Eisen enthalten, wie in der Milch, in den Äpfeln etwas mehr, in den Hülsenfrüchten dreimal so viel, in den Zwetschen fünfmal so viel, in den Stachelbeeren neunmal so viel.

Zu den wichtigen Nahrungsmitteln gehört auch das Kochsalz (Chlornatrium), doch dürfen Speisen nie übersalzen werden, da das tägliche Quantum, 4 bis 5 Gramm, nicht überschritten werden soll. Die meisten Speisen sind durch die Zubereitung übersalzen, die Naturprodukte sind meist kochsalzarm.

Kochsalzreiche Nahrungsmittel sind: geräucherte, gesalzene und in Öl eingelegte Fische, Fleischwaren, Pasteten, Würste, Kalbsniere, Kalbshirn, Fleischextrakt, Käse, Sauerkraut, Mixed Pickles, Salat und Senf.

Kochsalzarme Nahrungsmittel sind: Wild, Geflügel, Fleisch, Gans, Flußfische, Seefische, geräucherte, aber nicht gesalzene Fische, Sprotten, Eigelb, Eiweiß, ungesalzene Butter, Quarkkäse, Brot, Kakes, Sago, Mehlprodukte, Kartoffel- und andere

Wurzelgemüse, Hülsenfrüchte, frische Gemüse, Pilze, Kohl, Zeller, und rote Rüben.

Der durchschnittliche Salzverbrauch beträgt für den Menschen jährlich $3\frac{1}{2}$ bis 7 Kilo. Diejenigen Personen, die hauptsächlich pflanzliche Nahrung zu sich nehmen, brauchen mehr Salz als solche, die meist Fleisch essen.

Allerlei Nützliches.

Gefüllte Omelette. Eine kleine Kalbszunge wird gut geputzt und gereinigt, in Wasser nebst etwas Salz weichgekocht, gehäutet und in kleine Würfel geschnitten. Eine halbe Kalbsmilch hat man ebenfalls von allen Häutchen befreit, in siedendem Salzwasser abgewellt, nochmals nachgeputzt und in kleine Würfel geschnitten. 150 Gramm gutgeputzte frische Champignons werden in kleine Stücke gehackt und in Butter durchgedünstet, zuletzt gibt man 1—2 Löffel eingemachte Spargelspitzen ohne ihre Brühe dazu. (Die Spargelspitzen können nach Belieben auch fortbleiben.) Von 5—6 Eiern, 3—4 Eßlöffeln Mehl, etwas Wasser oder Milch und Salz bereitet man einen dickflüssigen Omelette-Teig und bäckt davon zwei Mittelstarke Omelette. Die eine legt man in die feuerfeste Tonform, gibt 5 Unzen feingehackten Schinken, der mit 2 Unzen Parmesankäse gemischt ist, darüber, dann die gehackte Kalbsmilch und Zunge, die man mit den Champignons und Spargelspitzen vermengt hat, und streicht dies recht gleichmäßig glatt, legt die zweite Omelette darüber, stellt die Schüssel noch für 2—3 Minuten in den heißen Ofen und trägt das Gericht in der Schüssel auf.

Wie man Geschirr am besten wäscht. Um iadellos sauberes, glänzendes Porzellan und Glas zu erzielen, darf man niemals nur laues Abspülwasser und womöglich kaltes Nachspülwasser genommen, beziehungsweise das letztere gar weggelassen werden. Das Wasser muß so heiß sein, daß man gerade noch die Hand hineinhalten kann, und das Nachspülwasser darf nicht kälter sein. Je fettiger das Geschirr ist, desto heißer muß das Wasser sein, und desto öfter muß es erneuert werden. Ein Sodazusatz zum Spülwasser ist nur sehr geübten Frauen zu empfehlen, da es das Geschirr allerdings recht blank, aber auch sehr glatt macht, wobei es leicht den Händen entgleitet. Auch darf man Sodawasser nur bei ganz weißem Porzellan verwenden, denn es greift farbige Verzierungen, und besonders Goldränder, sehr an. Ein großer und sehr verbreiteter Fehler ist, zu viel Geschirr auf einmal in das Waschgefäß zu nehmen.

Sind sehr zerrissene Strümpfe auszubessern, so tut man gut, sie nicht zu stopfen, sondern in diese Strümpfe ein Stück einzusetzen, und zwar ein noch gutes Stück aus abgetragenen Strümpfen. Die schadhafte Stelle wird dazu viereckig ausgeschnitten und ihr dann auf dem Stopfpilz ein solches Stück untergeheftet, das ringsum einen Zentimeter größer ist als das Loch. Die Ränder befestigt man erst auf der rechten, dann auf der linken Seite mit einer Kreuznaht aufeinander. Dieses Strumpfausbessern geht bedeutend schneller vonstatten als das Stopfen, ist zudem haltbarer und außerdem für alle empfindlichen Füße angenehmer als große Stopfen. Zum Stopfen aller gesrickten Strümpfe empfehle ich allen Hausfrauen die Strickstopfe, die sich durch Hilfe von Spannfäden aus Garn leicht mit der Stopfnadel herstellen läßt. Jedes Loch, das man mit der Strickstopfe schließen will, muß man vorher sorgfältig zurechtschneiden, damit seine Ränder recht glatt sind, besser ist es aber noch sich kleine Ein-

satzflecken in verschiedener Größe auf Vorrat zu stricken und dann so ringsum mit Garn festzunähen, daß Masche an Masche stößt, so daß die kleinen Nähte möglichst unsichtbar sind, ihnen am Einsatzflecken befestigt man dann möglichst glatt die zerscheuerten Ränder der schadhafte Stelle.

Aufbewahrung von Kohlgemüse. Die eingekellerten Kohlgemüse bekommen auf der Liege-seite eine Druckstelle, die leicht anfault. Um das zu verhüten, empfiehlt es sich, die Köpfe hängend aufzubewahren. Dabei ist folgendes zu beachten: Man ernte das Gemüse so ab, daß ein ziemliches Ende des dicken, holzigen Stengels, den wir bei den Kohlarten als Strunk bezeichnen, mit abgeschnitten wird. Dann mache man mit einem spitzen Messer eine leichte Vertiefung in den Strunk, umbinde denselben an dieser Stelle mit mittelstarkem Bindfaden und mache eine Schlinge zum Aufhängen daran. Bei schweren Köpfen kann man den Strunk mit spitzem, starkem Nagel durchstechen und den Bindfaden mit Packnadel durchziehen. Leichte Köpfe werden einfach umbunden. Zum Aufhängen kann man ein freistehendes Gehänge in folgender Art benutzen: Es ist ein in Handhöhe liegendes Brett, dem an beiden Längsseiten Nägel eingetrieben sind. Nach Bedarf kann ein zweites darunter angebracht werden. Die Köpfe sind nach der Größe abwechselnd zu verteilen, damit sie sich nicht berühren. Schadhafte Blätter werden bei der vorhandenen Uebersicht gleich bemerkt und entfernt, ebenso fallen weniger haltbare Köpfe zum sofortigen Gebrauche ins Auge.

Glasierte Zwiebeln. Man schält eine große Handvoll kleiner, gleichmäßiger Zwiebeln, gibt sie mit einem Stück Butter, einem Eßlöffel fein geriebenen Zucker und einer kleinen Obertasse dunkler Brühe (oder Schinkenbrühe) in einem nicht zu tiefen Tiegel und läßt sie unter öfterem Umschütteln erst über ganz lebhaftem Feuer, dann auf heißer Herdstelle weichdämpfen, so daß sie eine glänzende Oberfläche bekommen.

Mittel gegen Mitesser. Zur Beseitigung der lästigen Mitesser, unter Schonung der empfindlichen Haut, — kann man folgende Behandlung in Anwendung bringen. Vor dem Schlafengehen reibe man (unter milder Massage) etwas von nachstehender Creme in die Haut ein: Lanolin 40 Gr., Vaselin 8 Gr., Lactis sulfur 10 Gr., Spirit. Camphor 5 Tropfen. Morgens wasche man das Gesicht mit so warmem Wasser, wie man vertragen kann, unter Benutzung von „Krankenheiler Quellsalzseife No. 1“ (in jeder Apotheke erhältlich) und füge dem Waschwasser ungefähr drei Eßlöffel voll Toiletteessig bei.

Unmodern gewordene Ledertäschchen kann man auf folgende Art modernisieren. Man trennt das Täschchen auf, setzt Samt oder anderen Stoff in gleicher oder dazu passender Farbe daran, ergänzt innen das Futter und näht es in beliebiger Größe zusammen. Die Naht verdeckt man mit Borten, unten kommt Fransenabschluß.

Gewebte Handschuhe haltbarer zu machen. An den gewebten Handschuhen werden die Fingerspitzen zuerst schadhafte. Um diesem Uebel vorzubeugen, drehe man die Fingerlinie nach links und durchziehe die Spitzen derselben mit gleichfarbiger Seide in der Weise, daß recht kleine Stiche sichtbar sind. Dieses Verfahren macht die Spitzen der Fingerlinie sehr haltbar.

Kalte Sahne-Meerrettichsauce. Eine halbe, geschälte Stange Meerrettich wird feingerieben. In einem Porzellannapf mischt man drei Eßlöffel dicke, süße Sahne mit zwei Eßlöffeln mildem Wein-essig, etwas Zucker, Salz und dem geriebenen Meerrettich so, daß eine cremeartige Sauce entsteht.

Feuilleton.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

1.

Als das eiserne Tor mit hartem Klirren hinter Gottfried Reinhardt ins Schloß fiel, entlud sich ein schweres Juliwetter über Berlin.

Dennoch suchte der junge, von der wiedergewonnenen Freiheit mit himmlischem Geschützdonner begrüßte Mensch nirgends Schutz vor den Sturzbächen, des kalten Regens, der die Straße von allem Staub und allem Verkehr leergelegt hatte. Rüstig schritt er aus, sog die reingewaschene Luft mit langen Atemzügen in seine Brust, und die hellen Augen in seinem blassen, vom Leid gezeichneten Gesicht hingen an dem schwefeligen Grau der blitzdurchzuckten Wolken, an dem fahlen Grün der Baumkronen, die sich unter der Faust des Sturmes ächzend duckten.

Als Gottfried Reinhardt in rüstiger Wanderung den letzten Gürtel der labyrinthischen Steinwüste, Großstadt genannt, hinter sich gebracht hatte und nun bei aufklärendem Wetter die gelben Schläge des reifenden Getreides, die dunkelgrünen Streifen der Rüben- und Karioffelfelder im Schein der Nachmittags-sonne zum Greifen nahe vor sich ausgebreitet sah, packte ihn so starke innere Bewegung, daß er stehenbleiben mußte und daß ihm die Tränen in blanken Tropfen aus den Augen liefen.

Wie war ihm in den Jahren seiner Einkerkierung tagaus, tagein das Herz wund und weh gewesen vor Sehnsucht nach dieser Stunde.

Mutter Erde, nimm mich wieder an deine Brust! Laß' mich Trost und Vergessen finden in deinem Dienst!

Gottfried Reinhardts Hände, deren Linke den wie in Andacht vom Kopf genommenen Strohhut hielt, machten eine Bewegung gegeneinander, als hätten sie Lust, sich zu falten. Doch sie stockten auf halbem Wege; und während die Rechte sich zur Faust ballte, gruben sich in des Jünglings Stirn und zwischen seinen Brauen finstere Falten, und sein starkes Kinn schob sich trotzig vor: Du hast weder Grund zum Dank, noch Grund zum Glauben an einen gerechten Gott! Nur zürnen und hadern kannst du mit dem Schicksal, das dich unschuldig gestraft und deine Jugend in der Blüte gebrochen hat!

Während er dann in seiner erdschweren und doch mächtig ausgreifenden Gangart den grasbewachsenen Fußpfad längs der Landstraße dahinarshierte, löste sich langsam die Spannung in seinem eckig-harten unregelmäßigen Gesicht, in dem die großen hellblauen Augen und der feingeschnittene, gemäß der Zucht-hausordnung von jedem Bartwuchs befreite Mund das einzige Ansprechende waren. Als könnte er sich nicht sattsehen, als müßte er das Bild unauslöschlich hinein-trinken in seine Seele, ließ er den Blick immer wieder über das sommerbunte Land und über die licht-blaue Weite des Himmels hinschweifen, die ihm in ihrer Unermeßlichkeit als ein Sinnbild aller Freiheit erschien. Zärtlich strich seine ausgearbeitete Hand über die reifenden Ähren, die sich wie grüßend gegen ihn neigten, oder sie fing gar einen der Wassertropfen auf, die noch bei jedem stärkeren Lufthauch aus den Obstbäumen längs des Weges wie zum nek-kischen Zeitvertreib auf ihn herniederraschelten.

In den Dörfern, durch die des jungen Mannes Straße führte, nutete ihn das altvertraute Leben der Land-leute wie ein Märchen an, und das Lachen und Jauch-zen der Kinder klang seinem Ohr wie Musik. Als er aber reichlich drei Meilen gewandert war und die Son-geleich einer Kugel aus glührotem Eisen sich gegen das phantastische Wolkengebirge neigte, das als letz-

Casa de Saude

(Möblierte Sonderabteilung des Instituto Paulista)

Behan lung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholi-smus, Morphiumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douchen, Elektrizität us v.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger
Assistent der Irrenanstalt in Juquery

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paul
Postfach 947 :: Telephon 2243

tes Ueberbleibsel des Nachmittagsgewitters mit gold-unisäumten Gipfeln und blinkenden Gletscher¹¹ am Horizont aufgetürmt stand, wollten ihm die Füße, deren Schritt schon seit einer Stunde langsamer und immer langsamer geworden war, den Dienst versagen, und im Dämmerlicht des hohen Kiefernwaldes, der sein Heimatdorf wie ein Wall umhegte, setzte er sich auf einen Baumstumpf dicht am Wege zum Ausruhen nieder.

Aus altem märkischem Bauernblut entsprossen und von zäher, trotziger Art, war er in dem Bewußtsein, furchtbare Strafe unschuldig zu erleiden, — allein in enger Zelle eingekerkert wie ein blutdürstiges Raubtier, abgeschlossen von Luft und Licht, eintönig-lähmende Handwerksarbeit verrichten zu müssen, ge-gen die seine tief eingewurzelte Ackerbauernnatur ein¹¹ zum Ekel angewachsenen Abscheu empfundeⁿ, verpflegt, richtiger: gefüttert mit immer der gleichen, den Magen zerstörenden Leguminosenkost — eiler der widerwilligsten und unfügsamsten Zuchthausin-sassen gewesen. Und wenn Dunkelarrest und andere schwere Disziplinarstrafen seinen Trotz auch nie zu brechen vermochten, im Vereine mit dem fressenden Gram hatte die lange körperliche Marterung seine einstige robuste Bärenkraft doch nahezu verbraucht, und was übrig geblieben, war zuletzt noch vom schlei-chenden Gift einer fieberischen Krankheit, vor allem hervorgerufen durch die nicht mehr zu zügelnde, fast bis zum Wahnsinn gesteigerte Sehnsucht nach end-licher Befreiung aufgezehrt worden.

Mit bleischweren, schmerzenden Füßen stolperte Gottfried Reinhardt nach kurzer Rast weiter.

Ein paar Heufuhrleute seines Heimatsortes kamen aus der Stadt, wo sie ihre Ware an den Mann gebracht; auf ihren leeren, stückrigen Leiterwagen mit müde trottsenden Gäulen an ihm vorüber. Doch obgleich ihm das Gehen immer mehr zur unerträglichen Qual wur-de, wagte er doch keinen der meist in unbequemen Halbschlaf vor sich Hindösenden mit der Bitte um Mitnahme zu behelligen, aus Scham und Furcht, man möchte ihm, dem „Zuchthäusler“, dem „Totschlä-ger“, nur widerwillig Platz auf dem rauhen Strohsack neben sich gewähren.

Die Sonne war längst untergegangen. Aus dem dichten Unterholz des Hochwaldes krochen die Schatten des Abends hervor und legten sich wie graue Schleier auf Gottfried Reinhardts Weg. Als er sich aber mit äußerster Anstrengung bis an die Grenze des Forstes geschleppt hatte, verließ ihn im Anblick des Dorfes Rodenau, das inmitten eines weiten und flachen¹¹ Tal-kessels an einem nebelumwallten See vor ihm lag, der letzte Rest seiner Kraft, und halb ohnmächtig brach er am Rande der heimatlichen Feldmark zusammen.

Am schwarzblauen Himmel glommen die Sterne auf und jenseits des silbern blinkenden Sees, in den die weißen Nebel bei zunehmender Nachtkühle zu-rücksanken, stieg der Vollmond wie ein großer, dun-kelroter Lampion empor.

Als Gottfried Reinhardt aus dem wirren Schlum-mer, in den er verfallen war, mit tauben Gliedern erwachte, trug der Nordwind vom Rodenauer Kirch-

turm den Schlag der Uhr, die elfte Stunde kündend, herüber:

Dies war die Zeit, zu der er, lang gehegtem Vorsatze nach, vom dunklen Mantel der Nacht umwallt, vor jedem nachbarlich-neugierigen Späherauge sicher, in sein Vaterhaus hatte zurückschleichen wollen. So hatte er auch seiner Mutter geschrieben; und der Direktor des Zuchthauses, ein „guter“ Beamter, aber schlechter Psychologe, der auf die unbotmäßige „Nummer 23“ einen gründlichen Haß geworfen, hatte ihn nach der vorschriftsmäßigen Durchsicht dieses Briefes ausgehöhlt: „Ich denke, du bist unschuldig — und doch schämst Du Dich, bei lichter Tage Deinen Landsleuten wieder unter die Augen zu treten?“

Gottfried Reinhardts zerrütteten Körper schüttelte ein Fieberfrost; zähneknirschend sprang er wieder auf seine Füße.

Hätte er's getan, wessen man ihn beschuldigt: seinen Stiefvater, diesen Wertlosen, Ueberflüssigen erschlagen, geduldig hätte er seine Strafe hingenommen; mit steifem Nacken wäre er wieder in die Gemeinschaft der Freien zurückgetreten: „Was ich verbrochen, mit dem Gesetz und dem Recht hab' ich's ausgemacht, mit Gott werd' ich's ausmachen, und Euch geht's nichts an!“

Aber daß er eine Schuld sühnen mußte, an der er keinen Teil gehabt, das hatte ihn irre gemacht in seinem fast kindlichen Vertrauen auf einen Allwissenden und Allgütigen über den Sternen, an dem er bis zum Verblassen des letzten Hoffnungsschimmers zuversichtlich festgehalten, das hatte ihn erschüttert in all seinem Denken und Empfinden. Und nur darum fühlte er die Brandwunde der Scham in seinem Herzen, weil er nun sein Leben lang allen, die ihn kannten, als Feigling gelten mußte, der nicht das bisschen jämmerlichen Mut zusammengefunden hatte, um freimütig einzugestehen, was er gefehlt!

Sein Leben lang? Ach nein! Wie ein bohrender Stachel meldete sich wieder in seiner Seele der Vorsatz, der in den letzten Monaten seiner Haft vor dem brennenden Durst nach Befreiung, vielleicht auch vor dem lindernden Zuspruch des Anstaltsgeistlichen, eines wunderbar klaren und gütigen Christenmenschen, ganz zum Schweigen gekommen war: Nicht eher willst Du Deinen Frieden machen mit „dem da oben“, als bis die Schmach der entehrenden Strafe getilgt und abgewaschen ist von Dir und Deinem Namen! Mit Haß gewappnet willst Du zurückkehren in Deine Heimat, wie ein Feind jeden — ob Du ihn auch früher Deinen Freund nanntest — umlauern, wie ein Spürhund auf allen Schleichwegen spüren, alles bis auf den letzten Rest Deines kargen väterlichen Erbes daransetzen, um den in seinem Schlupfwinkel aufzustöbern, dem Du als Zerstörer Deiner Jugend und Deines Glückes tausend Tode an den Hals wünschst!

Und nicht heimlich, bei Nacht und Nebel, wie einer, der Grund hatte, sich zu verkriechen, wollte er einziehen in sein Vaterhaus, sondern — so stand es nun fest in ihm —: beim Aufgange der Sonne, erhoben, im Hauptes, wie ein auf Sieg hoffender Kämpfer, wollte er dem Tage end dem Leben und jedem, der seinen Weg kreuzte, ins Auge sehen!

Am Waldrande dahin schritt Gottfried Reinhardt, seinem siechen Körper eine dienlichere Lagerstatt als das nasse Moos auf kühlem Erdboden zu suchen. Und wirklich fand er bald einen hochgetürmten Reissighaufen, auf dessen dürrer, noch einen Teil der Sonnenwärme in sich bergenden Nadeln er seine zerschlagenen Glieder ausstrecken konnte.

Doch kein Schlummer kam in seine Augen.

Nicht, als ob ihn, der oft genug im Lattenarrest an den scharfen Kanten des Schragens den Rücken wund gerieben, die harten Aeste sonderlich gedrückt hätten.

Der Rausch der Freiheit und die wundersame Helligkeit der Sommernacht, die ihren Zauber um ihn woben, hielten ihn wach. Der Heimatwind, der vom Dorfe her dumpfes Hundegebell und kreischendes Lachen schlummerloser Mägde herüberwehte, spielte auf dem Gezweig der Föhren wie auf einer Harfe und strich über die heiße Stirn des leise Fiebernden mit lindernder Hand. An des Weltalls sternbestücktem Baldachin, zu dem er so lange keinen Anblick gehabt, hing sein Auge wie gebannt, und mit dem Lichte des Mondes, das wie fließendes Silber durch die dunklen Zweige troff, strömte auch Frieden in seine Seele.

Wie hatte doch Pastor Christ, der einzige Zuchthausbeamte, der fest an seine Unschuld geglaubt, der ebenso milde wie kluge Mann, dem er so viel verdankte wie kaum einem zweiten Menschen auf der Welt, — den Onkel Jörg allenfalls ausgenommen — noch bei dem Abschiedsbesuch am Vormittag zu ihm gesagt? . . . Und wenn Sie nun heimkommen, Gottfried Reinhardt, so machen Sie einen Strich durch die Vergangenheit, nehmen Sie das Leben auf, als wäre das, was hinter Ihnen liegt, nur ein böser Traum gewesen! Sie können es; denn Sie sind einer von den wenigen aus diesem düsteren Hause, denen nach ihrer Entlassung in der Heimatscholle wieder fester Boden unter die Füße wächst. Vergessen Sie Ihre Kraft, die noch jung ist, und die, wenn Sie nur recht wollen, auch wieder stark werden wird, nicht in unfruchtbarem Grübeln und Fahnden nach dem, dessen Schuld Sie tragen mußten. Sind nicht auch Sie hier bei uns an Tiefe des Empfindens und Rüstigkeit des Geistes gewachsen? Haben nicht auch Sie ein ganz neues, freieres Urteil gewonnen über Welt und Leben? Wie hat Ihnen, ehe Sie hierherkamen, gegraut vor der Berührung mit Menschen, die nicht durch richterlichen Irrtum wie Sie, sondern durch schwere Schuld dem Zuchthause verfielen! Und wie klar sehen Sie jetzt, wo Sie von uns gehen, daß alle diese nicht viel schlechter sind als wir anderen — meist nur unter dem Drucke innerer oder äußerer Not, durch einen dunklen, ihnen selbst fremden Trieb ihres Blutes schuldig geworden! Darum noch einmal: Suchen Sie nicht nach dem, der Ihren Stiefvater erschlug. Fügt es der Zufall, daß Sie ihn ohne Ihr Suchen finden, so überlegen Sie es wohl, ob Sie ihn unter die Folter unserer Strafjustiz liefern dürfen. Denken Sie an das Wort: „Was da geschah, vermögt ihr wohl zu richten; doch, was voranging nicht!“

Gottfried Reinhardts Brust hob sich in schweren Atemzügen, sehnüchtig hingen seine Augen an des Nachthimmels strahlender Unendlichkeit. Und aus dem Chaos seiner widerstreitenden Empfindungen rang sich der Gedanke: Wer so werden könnte, wie Pastor Christ, dieser Träger und Verkünder edelster Menschlichkeit, der das Leid und den Jammer der ihm anvertrauten tausend Sträflinge zu seinem eigenen machte, der durch täglich neue trübe Erfahrungen auch nicht eine Stunde irre wurde an Pflicht und Recht des Menschen gegen den Menschen gäbe: die Liebe! Daß auch des Gesetzes höchste Erfüllung die Liebe wäre! Wer so werden könnte!

Da, in sein Grübeln und Sehnen hinein, hörte Gottfried Reinhardt aus der Richtung der Landstraße her seinen Namen, von einer hellen Frauen- und einer tiefen Männerstimme abwechselnd in das Schweigen der Nacht hinausgerufen. Und nachdem er Antwort gegeben und von seinem Reissighaufen herabgeklettert war, fühlte er sich von den Armen seiner Mutter und des Mannes, an den er sein Herz von Kindheit an fast mehr als an den eigenen Vater gehängt, in liebender Sorge umschlungen.

Bis elf Uhr hatten die beiden zu Hause seiner Ankunft geharrt, nachdem sie von einem der Heufuhr-

leute erfahren, daß man den Heimkehrenden auf der Landstraße, nahe Rodenau, gesehen. Dann, in Angst, daß ihm, dem durch Gram und Krankheit Geschwächten, ein Unfall zugestoßen sein möchte, hatten sie sich aufgemacht, gleich in der Nacht nach seinem Verbleib zu forschen.

II.

Das Glück hatte nicht Pate gestanden an Gottfried Reinhardts Wiege und war auch kaum jemals ein Stückchen mit ihm gegangen auf dem Wege durch seiner Jugend Land.

Sein Vater, auch ein Gottfried, der seinem auf soliden Wohlstand und makellosen Wandel gegründeten Ansehen die Ernennung zum Amtsvorsteher zu verdanken gehabt, war alle Tage seines Lebens ein gerechter, aber auch ein strenger Herr gewesen. Auf die Art eines alttestamentarischen Patriarchen hatte er sein Haus und den Amtsbezirk Rodenau regiert. Ebenso wie sein Sohn und die Knechte seines Hofes hatten auch die aufgegriffenen Vagabunden den Druck seiner harten Faust gespürt, und in den zehn Jahren, in denen er nebenher den Schiedsmannsposten verwaltet, hatte er es durch die Wucht seiner Persönlichkeit vermocht, daß kaum je eine Klage streitender Parteien an die ordentlichen Gerichte weitergetragen worden war. Daß dieser hartknochige, reiche und grundhäßliche Mann sich die zarte, bildhübsche, arme Marie Winter zur Frau genommen — ein Findelkind, dessen Eltern man ebensowenig jemals hatte auskundschaften können, wie den Tag seiner Geburt, ein Mädel, das bei seiner Pflegemutter, der leichtfertigen Wirtin des Gasthauses „Zur Krone“, eine wenig vorbildliche Erziehung genossen — war den Rodenauern zwar ein verwickeltes Rätsel und doch, wenn nicht allein aus der Schönheit der Achtzehnjährigen, so gewiß aus dem tief in Reinhardts erdschwerer Natur wurzelnden, überall nach Versöhnung und Ausgleich verlangenden Gerechtigkeitsgefühl leicht genug erklärbar gewesen.

Daß Marie Winter, die ihren Namen dem Tag und der Jahreszeit ihrer Auffindung verdankte, den um reichlich zwei Jahrzehnte älteren Mann nur der guten Versorgung halber genommen, daran hatte im Grunde nie ein Rodenauer gezweifelt. Und wenn sie dem Amtsvorsteher außer dem Sohn Gottfried auch noch eine Tochter, Elsbeth, geboren, so wußte man doch, daß der Himmel ihrer Ehe sehr viel öfter voller Sturmbölen als voller Sonnenschein gehangen hatte, weil sie sich trotz all ihrer körperlich zarten Biegsamkeit nicht willig unter das harte Regiment Reinhardts geduckt, weil ihres Wesens gemessene Kälte das Blut des robusten Mannes oft in heiße Wallung gebracht, und weil ihre arg zur Verschwendung neigende „leichte Hand“ dauernd mit seiner anspruchslos und sparsam zusammenraffenden eisernen Faust im Streit gelegen hatte. Nur in einem hatte sie, die für das Leben auf der Scholle nie innerlich warm geworden war, unterstützt von der durch sinkende Getreidepreise und steigende Leutenot immer schwieriger sich gestaltenden Lage der Landwirtschaft, ihren Willen gegen den nur in diesem Falle schwankenden des Gatten durchzusetzen vermocht: darin, daß man den Sohn Gottfried, der von Anfang an einen auffällig hellen Kopf gezeigt, in die Stadt aufs Gymnasium gegeben, damit er demaleinst als „Studierter“ ein leichteres Brot esse als seine bäuerlichen Vorfahren. Mit Schlapphut und einem großen Packen Schulbüchern unter dem Arm, wie den Doktor Georg Reinhardt, des Amtsvorstehers jüngsten Bruder, der damals noch als Naturwissenschaftslehrer am Gymnasium einer mittleren brandenburgischen Industriestadt amtierte, hatte der vor-

ausschauende Blick der mit allen Fasern ihres Sehens am Getriebe des bunten Weltlebens hängenden Frau den einzigen Sohn allerdings nicht gesehen, wohl aber als Juristen oder gar als hochmögenden Regierungsrat: denn wo gäbe es für einen geweckten und begabten Knaben Hindernisse, die die Phantasie seiner eiteln Mutter nicht im Fluge nähme? Aber auch die Blüte dieses Wunsches knickte ihr das Geschick, ehe sie zur Erfüllung reifte; denn nachdem Gottfried im glatten Tempo bis zur Sekunda gekommen war, erklärte er plötzlich zäh und unbeugsam, daß er sich lieber als Pferdebursche oder Ochsenjunge bei fremden Leuten verdingen als wieder in die enge, staubige Steinwüste zurückkehren würde, in der er ersticken oder verrückt werden müßte.

Das war just in demselben Jahr, in dem auch der Onkel Georg „aus zwingenden inneren Gründen“ sein Lehreramts aufgab und mit der nicht gerade glänzenden Mitgift seiner Frau, einer Pastorstochter, die unter den Hammer gekommene Wirtschaft des Bauern Sägebarth in Rodenau an sich brachte — woraus der Amtsvorsteher, der sich nicht die Zeit nahm, etwaigen seelischen Konflikten seines Bruders nachzuspüren, selbstgefällig schloß, daß das Geschlecht der Reinhardts wohl zu fest mit Heimat und Mutter Erde verwachsen wäre, als daß es ohne frischen Himmelswind um die Nase und grünes Wachstum unter den Füßen auf die Dauer zu einem gedeihlichen Segen kommen könnte. Bereitetete ihm, dem Bodenständigen, des Sohnes Rückkehr zur heimatischen Scholle darum auch eher Freude als Verdruß, so verrannte seine Frau sich ob des Fehlschlagens ihrer Hoffnungen in einen so harten Trotz, daß sie dem Gatten seine Nachgiebigkeit gegen den „unbändigen Bengel“ mit einem zur schlechten Laune gleichsam erstarrten Wesen heimzahlte, die träge, spielerische Elsbeth wie eine Prinzessin hielt und Gottfried auf lange Zeit eine lieblose, harte Mutter wurde — worüber der Unfriede im Reinhardt'schen Hause sich dann völlig zum Zustande der Unträglichkeit steigerte.

Hätte es sich der „Doktorbauer“ — wie man den stadt- und amtsflüchtigen Georg Reinhardt in Rodenau nannte — nicht angelegen sein lassen, immer wieder mit seiner klaren, milden Güte zwischen seiner unwirsch grollenden Schwägerin zu vermitteln, die Ehe der Reinhardts wäre wohl damals noch mit Lärm und Staub in die Brüche gegangen. Aber schließlich, als der junge Gottfried eben gerade sechzehn Jahre alt war, trennte ein Mächtigerer das, was durchaus nicht zusammenpassen wollte, mit kalter Hand: der Tod. An einem hellfrostigen Weihnachtsfeiertage hieß der Allbezwinger den Mann, der trotz aller Härte seinen Mitmenschen immer ein williger Helfer in der Not gewesen war, bei dem Versuch, zwei auf dem Eise des Rodenauer Sees eingebrochene Kinder zu retten, mit sich gehen in aller Länder dunkelstes, von dem noch keines lebenden Forschers Wissensdrang ein Zipfelchen gelüftet.

Daß die kaum 35jährige, reiche und hübsche Witwe nicht bis zu ihrem Ende einsam trauern würde, das hatten die Rodenauer sich natürlich gleich gedacht. Nur daß sie gesonnen schien, sich gerade den „Architekten „Strohschein“ zum zweiten Manne auszuersuchen, das erregte das Kopfschütteln der Klugen und Verständigen denn doch wieder in bedenklichem Maße. Nicht darum, weil Strohschein noch ein paar Jahre jünger war als Frau Reinhardt — warum sollte sie, die an der Seite des Alters Kummer und Leid genug erfahren, ihre Freude nicht abwechslungsreicher bei der Jugend suchen? Aber

Strohschein, auch ein Rodenauer Kind, hatte sich auf der Fahrt nach dem Glück in aller Herren Ländern herumgetrieben und schließlich doch nichts weiter heimgebracht, als das schon mit auf die Reise genommene Auftreten eines ebenso schneidigen wie angenehmen Schwerenöters, für das ihm sein bestechendes Äußere und sein lebhaftes Temperament sehr zustatten kamen. — die Lust, alles besser wissen zu wollen als irgend jemand sonst und eine tüchtige „gesalzene Leber“, in der die scherzhaft Angelegten unter den Rodenauern für seine einzig bemerkenswerte Fähigkeit: in der „Krone“ jeden, auch den gewiegtsten Hartsäufer, unter den Tisch zu trinken, Grund und Entschuldigung fanden.

Oft in der langen, trüben Einsamkeit seiner Zuchthaushalt, wenn er mit dem flackernden Licht seiner sprunghaft arbeitenden Erinnerung wieder und wieder in die dunklen Winkel der Vergangenheit geleuchtet, hatte Gottfried Reinhardt sich, müde und zerrieben vom Grübeln, gefragt: Ist wirklich etwas darat, daß Gott ins Herz sieht, daß er auch unsere Gedankensünden straft? Wenn du den zweiten Mann deiner Mutter auch nicht mit deiner Hand erschlagen hast, hast du ihn nicht dafür mit deinen heißesten Wünschen, deiner brennendsten Sehnsucht tausend- und tausendmal getötet? Hast du nicht Widerwillen und Haß gegen ihn empfunden von der ersten Stunde an, in der du ihm begegnetest, hat dein Haß dich nicht zu zügellos feindseligem Auftreten gegen den Eindringling fortgerissen, dich nicht schließlich fortgetrieben aus dem Elternhaus, von der Seite der Mutter und der Schwester, die du nimmer hättest im Stich lassen dürfen? Hat dieser dein Haß es dem Vertreter der Anklage nicht furchtbar leicht gemacht, dir den Strick vernichtender Trugschlüsse zu drehen? Aber wer war da, der gegen seinen Haß, gegen das stärkste Gebot seines Herzens, ankämpfen, geschweige denn siegen konnte? War nicht auch der Onkel Georg, dieser gerade, klare Mensch, in dem sich der Reinhardt'schen Gerechtigkeit die milde Güte des welterfahrenen und wahrhaft gebildeten Mannes geeint, der nicht leicht über irgendwen ein hartes Urteil gefällt, nie über jemand den Stab gebrochen, blaß geworden bis in die kantige Stirn, wenn er gesehen, daß der Architekt, elegant und geleckert, wie aus dem Modejournal gesprungen, fast täglich frei und frank seine Lackstiefel über die Reinhardt'sche Schwelle gesetzt hatte, über die man erst wenige Monate vorher den toten Amtsvorsteher hinausgetragen? War nicht in seine hellen weichen Augen eine dunkle Glut getreten, hatte er nicht oft genug ein „Lump!“, ein „Schwindler!“ durch die starken, gesunden Zähne gestoßen und dadurch noch den wütenden Zorn Gottfrieds geschürt, der nach seinem Auszug aus dem Elternhaus unter seinem Dach Unterstand und Arbeit gefunden? Ja, auch der „Doktorbauer“ hatte sich mit der Wucht und Triebkraft des Hasses der neuen Ehe seiner Schwägerin entgegengestemmt! War ihm das Andenken des verstorbenen Bruders, zu dessen Amtsnachfolger man ihn, wie selbstverständlich, erwählt, zu heilig gewesen, als daß er die Stätte, die des eisernen Mannes fleißige Hand geweiht, von einem Tagedieb und Tunichtgut hätte besudeln lassen wollen? Hatte er den strengen Moralstandpunkt vertreten, daß die Kinder, zu deren Vormund man ihn selbst bestellt, zu leben und zu wirken hätten? Ausgerichtet hatte auch er nichts mit seinem Haß. Der von ihm erbrachte Nachweis, daß der wirtschaftlich schiffbrüchige Architekt außer einem schlimmen Bankrott, bei dem er mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift, noch allerlei schlüpfrige Abenteuer bestanden, hatte die Frau nicht sehend gemacht, und die

Schwierigkeiten, die er ihr bei der Erbaueinandersetzung mit ihren Kindern bereitet, hatten sie nicht ernüchtert. Ihr in frostig-sonnenloser Versorgungsehe erkältetes Herz hatte sich wohl sehr nach dem warmen Glück einer Liebesheirat gesehnt, von dem ihr der hübsche, gewandte Schwätzer gewiß in den höchsten Tönen vorgesungen, daß ihr aller Widerstand immer nur zu einem neuen Anreiz für ihre Leidenschaft hatte werden müssen . . .

Die erste Heldentat, die Strohschein nach seiner Verheiratung mit Frau Reinhardt vollbracht, war die, daß das altehrwürdige Reinhardt'sche Bauernhaus, das noch über mächtigen, scheinbar für die Ewigkeit gefügten Feldsteinquadern ein fußdickes, grünbemoostes Rohrdach getragen, abriß und dafür einen modern-charakterlosen, an eine vorstädtische Mietsvilla erinnernden, zweistöckigen Kasten aus kullroten Verblendsteinen mit vergoldeten Veranda- und Balkongittern hinsetzte — einen Schandfleck für das damals völlig ländliche Rodenau, den weder der Doktorbauer noch Gottfried je ohne Augenschmerzen und Herzwieh ansehen konnten. Nach dieser Talentprobe wurde dem baumeisterlichen Tatendrange des genialen Mannes der dörfische Wirkungskreis dann zu enge. Er übertrug, die „Villa Strohschein“ zu seinem Sommersitz erklärend, die Verwaltung der mit Einfluß des Waldbesitzes reichlich 500 Morgen großen Wirtschaft einem „Inspektor“ seiner Wesensart und siedelte mit Frau und Stieftochter nach Berlin über, um mit dem, durch die Sicherstellung des gesetzlichen Anteiles der Kinder und den pompösen Hansbau stark zusammengeschmolzenen Erbe des Amtsvorstehers in einem rasch gegründeten neuen Bangeschäft „im Handumdrehen“, wie er's in der Krone allen, die es hören wollten, großsprecherisch in Aussicht gestellt — „ein klotziges Vermögen zu machen“. Aber schon nach zwei Jahren mußte er Rodenau wieder zu seinem ständigen Wohnsitz nehmen, nachdem er außer dem vorhandenen flüssigen Kapital noch eine auf das Gut aufgenommene zweite und dritte Hypothek in gewagten Spekulationen durchgebracht hatte. Der geleistete Offenbarungseid und der dadurch völlig zerstörte Ruf seines klangvollen Namens aber schoben ihm vor die weitere Verfolgung seiner kühnen Pläne einen eisernen Riegel; und etwa in eines fremden Meisters Sold sein Brot zu essen, war Strohschein natürlich zu stolz. Ein Glück in allem Unglück war, daß Frau Marie nicht noch für ihres hübschen Mannes gewaltige Schuldenlast haftbar gemacht werden konnte, und daß ihr so wenigstens ein Dach über dem Kopfe und ein bescheiden gedeckter Tisch, die Füße darunter zu strecken, verblieb.

Der Architekt baute dann wohl noch gelegentlich für die Bauern Rodenaus und der Umgegend eine Scheune oder einen Stall; saß aber schließlich, weil so nüchterne Tätigkeit sein großes Talent entwürdigte, die meiste Zeit seines jungen Lebens in der „Krone“, um dort mit anderen arbeitslosen Leuten, bei deren Auswahl er nicht sonderlich zaghaft voringing, seine allzufrüh verwelkten Lorbeeren zu vertrinken und zu verspielen.

Leichter als der harten Zucht ihres ersten Gatten glückte es der härteren Zucht der bitteren Notwendigkeit, aus Marie eine fleißige und sparsame Haushälterin zu machen. Und wenn es ihr nicht gelang, das unter der Verwaltung des Inspektors völlig heruntergekommene Bauerngut wieder auf seine frühere Höhe zu bringen, so lag das eben daran, daß sie eine Frau mit weichen und schwachen Händen war, die aller guter Wille nicht stark machen konnte. Und gegen den Fluch, der sich mit der Person Strohscheins an sie geheftet, war alles Wehren umsonst.

Je weniger Taschengeld sie dem Faulenzer und Spieler gab, desto mehr Anlehen nahm er auf; und als auch diese endlich versiegten, scheute er sich nicht, gelegentliche Griffe in die von seiner Frau stets sorglich versteckt gehaltene, von ihm aber immer wieder aufgespürte Wirtschaftskasse zu machen.

Rasch wie ein Septembersommer, war Frau Marias heißer Liebesrausch verfliegen; lärmvolle Auftritte, nach denen schon die Rodenauer Kinder die Ohren spitzten, waren in der „Villa Strohschein“ an der Tagesordnung; und ein paarmal erhob der fast immer trunken aus dem Krüge heimtaumelnde Architekt gar die Hand gegen sein Weib — bis der Doktorbauer eines Abends seiner hart gestraften Schwägerin, in deren schönen Zügen der lebenssüchtige Ausdruck einem fast madonnenhaften Leidenszug Platz gemacht hatte, zu Hilfe kam und dem Würdelosen nach allen Regeln gerechten Zornes eine Probe seiner urwüchsigen märkischen Kraft gab. Arg verschüchtert schickte sich der nur mit dem Maulwerk Mutige von da an in die Rolle eines das Gnadenbrot fressenden Hundes, der sich des Nachts scheu und heimlich in seine Hütte schleicht, wenn er sich den Tag über herumgetrieben.

War auch Gottfried Reinhardts Knabengroß gegen die Mutter längst vor der lebendigen, klug verstehenden Sohnesliebe des reifenden Jünglings gewichen, so war es ihm doch klar, daß die verhaßte Gestalt des Stiefvaters ihm sein Vaterhaus dauernd versperrte. Und wenn er auch bei dem neuen Amtsvorsteher ein neues Vaterhaus gefunden und all die Jahre in Feld und Hof und Bureau sehr viel mehr gelernt hatte, als er daheim je hätte lernen können — wenn er auch mit dem „Onkel Jörg“ in ein umso herzlicheres Verhältnis gekommen war, als dieser an seiner, dauerndem Siechtum verfallenen Frau wenig Freude und an seinem einzigen Sohn, der aus der Art zu schlagen und ein Leichtfuß zu werden drohte, sehr viel Kummer erlebte, der Zorn, daß ein anderer da hauste, wo er von natürlichen Rechten wegen hätte hausen müssen, schwand kaum je aus seiner jungen Brust und riß ihn immer wieder zu lodernden Ausbrüchen seines Hasses gegen Strohschein hin. Und als er, mit zwanzig Jahren ein fast fertiger Mensch, zum Militär ausgehoben wurde — für das Gardedukorps-Regiment, bei dem schon sein Vetter Fritz Reinhardt, des Doktorbauers Einziger, auf Kapitulation diente —, da schied er doch gern von dem Mann, dem er alles, was er war und in sich trug, verdankte, an dessen reichem Wissen und klugem Urteil sich sein Charakter stark und rüstig entfaltet hatte. Ja, auch von Erna Plathe, der Tochter des reichsten Besitzers in Rodenau, an die ihn schon von der Schulbank her zarte Fäden banden, nahm er ohne tieferen Schmerz Abschied, um nur einmal eine Weile verschont zu sein von dem Anblick des roten Kastens, der sein angestammtes Anwesen verschimpfte, von dem Anblick des Mannes, der über seiner und seiner Mutter Zukunft wie ein schwarzer, kalter Schatten lag.

So groß war sein Widerwille gegen die heimatischen Verhältnisse, so tief hatte er sich in den zähen Reinhardt'schen Trotz verrannt, daß er mit den wenigen Kameraden, die keinen Urlaub erhielten, oder die die paar Mark Reisegeld nicht aufreiben konnten, die Weinachts- und auch die Osterfeiertage über in den engen, dumpfen Mauern der Garnison blieb — obgleich diese seiner erdgeborenen Natur kaum mehr zusagte als jene Stadt, in der er ein halbes Dutzend Jahre lang die Schulbank gedrückt hatte. Zu Pfingsten aber, als seine, mit dem Frühlingsblühen wiedererwachte Sehnsucht der väterli-

chen Scholle noch gesteigert wurde durch zärtliche Briefe, die Mutter und Braut an ihn schrieben, packte er nach fast achtmonatiger Abwesenheit von Rodenau doch wieder seinen Koffer und fuhr nach Hause. Ja, da in den vier Pfählen des Onkels Jörg allerlei bauliche Veränderungen die Wohngelegenheit so beschränkten, daß des Doktorbauers eigener Sohn, der eben frisch zum Gardedukorps-Untersoffizier vorgerückte Fritz, in der „Krone“ wohnen mußte, so ließ Gottfried sich von seiner Mutter überreden, während des kurzenurlaubes in der verhaßten Villa Strohschein Quartier zu nehmen.

Der infolge seiner zügellosen Lebensführung auch körperlich arg heruntergekommene Architekt, dem die breitbrüstige Hünengestalt des Stiefsohnes und dessen blanker Pallasch offenbar Beängstigungen verursachten, hielt sich vorsichtshalber nüchtern und gab sich fortgesetzt den Anschein, als ob er sich in der Wirtschaft nützlich zu machen wisse.

Am zweiten Pfingstfeiertage aber feierte der Rodenauer Kriegerverein sein übliches Frühlingsfest; und sowohl die sommerwarme Luft als auch das gute kameradschaftliche Beispiel feuerten den Architekten an, das in den letzten Tagen bei Faß und Flasche Versäumte schon auf dem Schießplatz draußen im Walde nach besten Kräften nachzuholen.

An dem Ball in der „Krone“, der fast ganz Rodenau auf die Beine brachte, nahm natürlich auch Gottfried teil; und so wohl fühlte er sich nach der langen Trennung im Kreise der Schwester, der Braut und der anderen Heimatgenossen, daß er die Mutter und den Onkel Jörg, die beide schon seit Jahren auf keine Weise mehr zum Betreten eines Tanzbodens zu bewegen waren, kaum vermißte.

Bei ihren Festen bewiesen die Rodenauer, daß sie keine Kinder von Traurigkeit waren: bald gingen in dem heißen, dunstflimmernden Saal die Wogen des jubelnden Lärms so hoch, daß die Fiedeln und Klarinetten der armen Musikanten alle Mühe hatten, dagegen aufzukommen.

Der Großvater Plathe, der Vater von Gottfrieds Braut Erna, entführte die acht oder zehn Getreuen, die da an seinem Honoratiorentisch um ihn herum saßen — auch Fritz und Elsbeth Reinhardt dabei —, in das gemütliche Hinterzimmer der „Krone“, um dort für seine „Tafelrunde“, wie er sich gebildet ausdrückte, ein reiches Abendessen mit Rot-, Rheinwein und Sekt auftragen zu lassen.

In dem in einem dumpfen Rausch dahindämmernenden Architekten, der bisher im erdrückenden Gedränge an Bierbüffet völlig untergetaucht war, wurde wohl dadurch, daß er sich nicht mehr zu den „Oberen“ gezählt sah, die sich, wie überall in der Welt, so auch in Rodenau, von dem großen Haufen absondern und sich etwas Besonderes leisten durften, ein Gefühl der Beschämung und des Neides erweckt, das stärker war, als seine Furcht vor dem breitbrüstigen Stiefsohn. Er kam an den Plathe'schen Tisch geschwankt, führte allerlei halb sinnlose aufreizende Reden und schlug, als niemand darauf achtete, mit seiner bierfeuchten Hand auf Gottfrieds Schulter:

„Na, lieber Mehlsack, da Du in Deines Alten Wirtschaft nicht den Herrn spielen kannst, solange ich da der Herr bin, so suchst Du wohl um Ersatz bei der schweren Erna Plathe?“

Plathe, obzwar auf seine „Schwere“ gehörig eingebildet, aber in Gesellschaft nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, forderte Strohschein in seiner breiten, auch im Zorn noch fast gemüthlichen Art auf, sich zu empfehlen, in seinem Kreise nicht den Frieden und das Behagen zu stören. Der Trunkene

ging auch zunächst davon, kam aber, wie magnetisch angezogen, von seinem angestammten Platz an der Schenke immer wieder ins Hinterzimmer getaumelt, führte im immer mehr überhandnehmenden Rausch immer ausfallendere Reden und versetzte schließlich Elsbeth, als sie ihn unter des Bruder verbotendem Blick einen Tanz verweigerte, einen Schlag ins Gesicht. Da war es denn mit Gottfrieds mühsam erzwungener Ruhe vorbei. Selbst vom ungewohnten Biergenuß erregt, sprang er auf, packte den sich verzweifelt Wehrenden am Kragen, schleifte ihn durch den Saal und gab ihm an der Ausgangstür einen so heftigen Stoß, daß er wie ein hüpfender Gummiball auf die Straße flog.

Das war in der zehnten Stunde, und nur um ein Weniges später verabschiedete sich Gottfried, dem der häßliche Auftritt die Laune gründlich verderben hatte, in erregter Kürze von seiner Gesellschaft und ging, die tanzlustige Schwester noch den Freuden des Balles und dem Schutz der befreundeten Plathes überlassend, auf einem weiten Umweg durch die warme, dunkle Frühlingsnacht heimwärts.

Als er durch den üblichen Zugang vom Hof aus den geräumigen Hausflur betrat, an dessen linker Seite die wenig benützten Prunkräume des Hauses, an dessen rechter Seite die beiden Stuben des Architekten lagen, kam er in der schwarzen Finsternis beinahe zu Falle über ein irgend etwas, das ihm da groß und klumpig den Weg versperrte, und das er beim Anstoßen mit dem Fuß für den Körper des im Rausch an seiner Türschwelle zusammengebrochenen Stiefvaters hielt. Der Körper des Stiefvaters war es, wie er dann unter dem Schein eines rasch entzündeten Streichholzes feststellte, denn auch wirklich: und wieder schollen Abscheu und Wut in Gottfrieds Brust empor: da liegt der elende Wicht! Ach, wenn er doch nie wieder wach würde! . . . Ja, einen Herzschlag lang loderte gar das brutale Verlangen in ihm auf: Stoß den Verhaßten mit einem Fußtritt beiseite, damit du nicht über ihn hinwegzusteigen oder um ihn herumzugehen brauchst!

Als er aber schon den Fuß auf die Treppe gesetzt hatte, um in den ersten Stock hinaufzusteigen, in dem neben den Zimmern der Mutter und Schwester sein eigenes Urlaubsstübchen lag, fiel ihm plötzlich ein: Wenn der Lump nun in seinem schweren Rausch bis morgen früh da auf dem Flur liegen bleibt, ohne munter zu werden! Soll sich die Mutter wieder ärgern und grämen, sich gar die Hände an ihm besudeln? Soll er den Knechten und Mägden wieder Grund zu giftigem Gespött geben — nicht zum Gespött über ihn, sondern über die Frau, die sich einen so Verkommenen auf den Hals heiraten konnte?

Gottfried wandte sich, trat in das erste der Strohschein'schen Zimmer und entzündete die Lampe, die auf dem Tische vor dem Sofa stand. Dann hob er in dem dämmerigen Licht, das durch die offene Tür auf den Flur fiel, den regungslos Dalegienden auf, um ihn in seine Schlafstube zu tragen und da aufs Bett zu werfen.

Schon während er den vom Alkohol verzehrten und nicht eben schweren Mann, in den Armen hielt, fiel ihm die starre Unbeweglichkeit seiner dünnen Gliedmaßen auf. Nachdem er den steifen Körper aber in einem aus Grauen und Hoffen sonderlich gemischten Empfinden in den hellen Lampenschein auf das Sofa gelegt hatte, sah er, daß dem noch immer nicht Erwachten schaumiges Blut von den blauen Lippen quoll, und daß seine glasigen Augen ihn mit gebrochenem Blick schreckhaft anstarrten.

Zunächst glaubte Gottfried nur an eine schwere, durch Aufschlagen auf die Steinfliesen des Flures

oder etwa auf die Granitstufen der Außentreppe verursachte Verletzung und dadurch hervorgerufene Bewußtlosigkeit. Der instinktive Trieb, dem Verwundeten Hilfe zu bringen, aus dem heraus er ihm die Kleider aufriß und Wasser aus dem Nebenzimmer herbeischaffte, wurde indessen rasch abgelöst von dem trotz aller Selbstvorwürfe nicht zu besiegenden Freudengefühl, das die genaue Untersuchung in ihm erweckte: Er ist tot. Kalt und starr und tot. Endlich! Endlich sind wir von ihm befreit!

Schon hatte er die Mutter wecken wollen, als ein abermaliges Schauen und Betasten ihn von neuem mit Grauen erfüllte. Nein . . . die lange Wunde quer über den ganzen Schädel hin rührt nicht von einem Unfalle her, diese Wunde kann nur der wuchtige Hieb eines Menschen, eines Totschlägers, eines Mörders, hervorgerufen haben!

Beim ersten, in der Bestürzung doppelt aussichtslosen Grübeln nach der Person des Täters schoß in Gottfried blitzhaft die angstvolle Vorstellung auf: Wie nun, wenn bei deinem offenkundigen Haß gegen deinen Stiefvater der Verdacht entsteht, du selbst möchtest die Hand zum mörderischen Schlage gegen ihn erhoben haben? Feinde hat der ewig betrunkene Schwätzer und Tagdieb, den niemand mehr ernst nahm, außer der Mutter und dir kaum gehabt. Denn niemandem war er eine Last oder Gefahr, niemandem im Wege, die weiche, zarte Frau, würde auch in der höchsten Erregung weder die seelische Ueberwindung noch die körperliche Kraft aufbieten können, die dazu gehört, mit einem einzigen Hieb den Schädel eines Menschen zu zertrümmern. Aber du! Hast du deinen Stiefvater nicht hundertmal den Tod gewünscht? Hättest du ihn nicht vor kaum einer Stunde noch, als du ihn durch den Saal der „Krone“ zerrest, am liebsten mit deinen Händen erwürgt? Und wenn er, als du ihn durch die Tür stießest, draußen auf den spitzen Pflastersteinen einen unglücklichen Sturz getan, sich das Genick gebrochen oder den Kopf eingeschlagen hätte, ständest du dann nicht wirklich jetzt als sein Totschläger da?

Scheu sah Gottfried Reinhardt an sich hernieder und gewahrte dabei, daß ihm beim Tragen des Toten der weiße Kürassierwaffenrock von oben bis unter mit Blut beronnen war. Wie instinktiv suchte sein Blick den Spiegel. Siehst du in deiner besudelten Kleidung, mit deinen unstet glühenden Augen und den roten Flecken im blassen Gesicht nicht aus wie ein Mörder?

Aber zum Teufel, du bist es doch nicht! Irgendein anderer war es doch, der Strohschein erschlug; und wenn dieser andere sich auch gewiß vor der Selbststellung hüten wird — vielleicht ist irgendeine Spur von ihm zu finden!

Die Lampe in der zitternden Hand, trat Gottfried wieder auf den Flur hinaus und fand da neben einer großen Blutlache zunächst einen schweren, eichenen Spazierstock, ein im Hause verbliebenes Erbstück seines verstorbenen Vaters. Gleich an seinem ersten Erlaubnistage war ihm aufgefallen, daß der Stock im Flur des Hauses am Riegel gehangen; und er hatte sich vorgenommen, ihn von der Mutter als Geschenk zu erbitten, weil er das ihm wertvolle Andenken nicht in den Fingern des Architekten wissen wollte.

Der Befund des Stockes ergab unzweifelhaft, daß der tödliche Schlag mit ihm ausgeführt sein mußte. Aber dafür, wer den Stock vom Riegel genommen und auf Strohschein hatte niedersausen lassen, konnte Gottfried Reinhardt trotz alles Suchens und Suchens kein noch so geringes Anzeichen entdecken. Denn die elektrische Taschenlampe, die er noch auf den Steinfliesen fand, gehörte — wie er genau wuß-

te — dem Ermordeten, der sie beim nächtlichen Heimschwanken aus der „Krone“ gewohnheitsmäßig als Ersatz für die fehlende Rodenauer Straßenbeleuchtung benützte — was ihm den Spottnamen „Glühwurm“ eingetragen hatte, und die wenigen abgebrannten Streichhölzer, die verstreut auf dem Boden herumlagen, hatten zwar dem Täter sehr wahrscheinlich dazu gedient, seinem Opfer ins Gesicht zu leuchten und festzustellen, ob er seinen Geist auch recht und richtig aufgegeben, aber irgendeinen noch so geringen Anhalt für die Person des Totschlägers oder Mörders hätten sie auch dem gewiegtesten Kriminalisten kaum zu bieten vermocht.

In dem fieberhaft arbeitenden Hirn des Zwanzigjährigen steigerte sich die Vorstellung, daß der Verdacht sich auf ihn lenken könnte, zu der qualvollen Gewißheit: er muß sich auf dich lenken! Erinnerungen an spannende Gerichtsverhandlungen, an denen die Zeitungen ja noch zu keiner Zeit Stoffmangel gehabt, an aufregende Kriminalfälle, in denen Leute zum Tode verurteilt, ja auch zum Schafott geschleift worden waren, deren Unschuld sich nachher klar und überzeugend herausgestellt, schossen ihm im wirren Taumel durch den Kopf. Den Gedanken: nur alles vermeiden, was den Verdacht gegen dich verschärfen könnte! zur Richtschnur seines Handelns machend, entschloß er sich, das Zimmer des Toten nicht mehr zu betreten, legte Stock und Taschenlampe wieder an ihren Platz und ging darauf zuerst an den Brunnen, sich oberflächlich zu reinigen, dann in sein Stübchen hinauf, um beim Licht einer Kerze mit Seife und Waschlappen die Blutflecken von seiner Uniform in aller Gründlichkeit zu entfernen — wozu er dann noch dreimal lautlos wie eine Katze die Treppe hinunter auf den Hof schleichen mußte, sich frisches Wasser zu holen.

Nachdem er wohl eine Stunde lang in steigender Erregung gearbeitet, daß ihm der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirne lief, klopfte die Mutter an seine verschlossene Tür und fragte, ob er schon da sei und weshalb die Schwester nicht mit nach Hause gekommen wäre. Mit heiserer Stimme antwortete er, daß Elsbeth bei Plathes, die dicht neben der Krone wohnten, übernachten würde, — worauf die Mutter mit einem zärtlichen „Gute Nacht, mein lieber Junge!“ wieder davonging.

Nach Verlauf einer weiteren Stunde — der frühe Junimorgen dämmerte schon von Osten her grau und silberig auf — hatte Gottfried den weißen Extrarock zwar von Blutflecken befreit, den Stoff aber durch das häufige Waschen so völlig durchmäßt, daß er sich genötigt sah, aus der Küche einen Arm voll Brennholz heraufzuholen und im Ofen ein Feuer zu entzünden, um das Kleidungsstück notdürftig zu trocknen. Da er im Reisekoffer einen zweiten Waffenrock mit sich führte, hoffte er, den verdorbenen umso leichter verbergen zu können, als der Ablauf desurlaubes ihn ohnehin für den Abend des anbrechenden Tages zur Abreise zwang.

Bei all seinem stundenlangen Hantieren verließ ihn eigentlich keinen Augenblick der im Grunde seines Bewußtseins dämmernde Gedanke: Du bist toll ... Wurf den Rock beiseite, geh' an die Tür der Mutter, sage ihr, was geschehen, und alarmiere, wenn sie's für gut befindet, sofort das Haus und die Polizei — den Onkel Jörg als Amtsvorsteher zuerst! Aber die nun einmal in sein brennendes Hirn hineingebohrte Furcht, daß der Verdacht sich auf ihn, als den nächsten dazu, richten müsse, hatte sich schon bis zu einer Art Zwangsvorstellung gesteigert; und in dem zälen Eigensinn, der ein Grundzug Reinhardt'schen Wesens war, hatte er kalkuliert: du legst dir selbst eine Schlinge, wenn du dich als

den angibst, der den Toten gefunden hat! Dein nasser Waffenrock würde gegen dich zeugen, und ganz notwendig muß die Frage auftauchen, warum du zwei volle Stunden bis zur Meldung deiner Entdeckung gewartet hast!

Nachdem er seinen Waffenrock am Ofenfeuer notdürftig getrocknet, sank er, gänzlich erschöpft, doch noch aufs Bett und verfiel in einen dumpfen, unruhigen Schlaf, aus dem er erst in der neunten Stunde aufgeweckt wurde. Bis dahin war keinem der Hausinsassen eine Spur des Geschehenen aufgefallen; denn der ziemlich dunkle Flur, auf dem die über Nacht fest angetrocknete Blutlache hätte zur Verräterin werden können, wurde nur wenig benützt, da die Küche und die Wirtschaftsräume nebst den Schlafkammern für das Gesinde im Keller lagen; und nach dem großen Plingstreinewachen hatten die Mägde, von den überstandenen Feiertagsvergnügungen ermüdet und durch die beginnende Heuernte in Anspruch genommen, sich das überflüssige Fegen und Aufwischen an diesem Morgen gern erspart. Erst dadurch, daß das Hausmädchen dem Architekten gewohnheitsmäßig um 8 Uhr den Kaffee auf sein Zimmer tragen wollte, war das Verbrechen ans Tageslicht gekommen.

Aus dem angstvoll forschenden Blick, mit dem die Mutter ihn ansah, sprang Gottfried sofort die Frage entgegen: „Warst Du's, der ihn erschlug?“ Und denselben Verdacht las er aus den Blicken, den Mienen, dem Flüstern der Nachbarn, die sich, menschlicher Gewohnheit treu, immer dort zusammenfinden, wo sie von irgend einem außerordentlichen Ereignis Sättigung für ihre ewig hungrige Sensationslust erhoffen.

Der zur Erstattung der Anzeige abgesandte Knecht kam mit dem Bescheide zurück, der Amtsvorsteher wäre schon in aller Herrgottsfrühe zur Bahn gefahren, um sich aus Berlin „einen großen Doktorprofessor“ an das Krankenbett seiner Frau zu holen, der „Herr Wachtmeister“ aber würde gleich da sein.

Fußgendar Brömel, ein dicker Hüne sächsischer Nationalität und nur ehrenhalber von den Rodenauern „Herr Wachtmeister“ genannt, erschien denn auch wirklich einige Minuten später. Und wenn auch auf seinem frischgewaschenen Vollmondgesicht mit dem blonden Wischer unter der großen Nase noch der Unwille darüber lag, daß man ihn am dritten Pfingstfeiertage schon um halb 9 Uhr aus seiner wohlverdienten Ruhe gestört, so begrüßte er die Anwesenden doch mit seinem üblichen „Chuten Mörschen, Festchenossen!“ und setzte dann mit seiner unverwundlichen Gemütlichkeit hinzu: „Aber nicht wahr — nu dhun Sze mer den Chefallen un chen nach Hause? Wenn szich was Interessantes rausstellt bei der Sache, szag ich Ihn'n nachher cherne Pescheid. Um elf in der Grone!“

Nachdem Brömel dann unter allerhand faulen Witzen, bei denen seine verschlagenen Augen aber wie die eines schlaun Fuchses in der Runde gingen, eine gründliche „Logalpesichtigung“ vorgenommen, sämtliche möglicherweise als Zeugen in Betracht kommenden Hausinsassen launig, wie immer, aber gründlich ausgefragt und Zimmer und Flur bis zum Eintreffen der bereits verständigten Gerichtskommission unter Verschuß gelegt hatte, trat Gottfried, teils in dem Bestreben, sich irgendwie einen Schein der Unschuld zu geben, teils auch in dem Gedanken, daß er durch seine Anwesenheit das schwellende Feuer des Verdachtes am besten würde niederhalten können, mit offenem Militärpaß an den Gendarm heran und fragte, ob es wohl angängig wäre, daß er seinen Rittmeister telegraphisch nun eine Urlaubs-

verlängerung bitten dürfte, da er der Mutter gern in den ihr bevorstehenden schweren Tagen beistehen möchte. „Hi“ — lachte der Wachtmeister ihm da mit halb geschlossenem Blick an — „Sze haben woll noch nich in'n Gasten chessen? Warten Sze man — kommt noch früh chenug. Peistehen werden wir Ihrer Mutter schon — darum können Sze chetrost abtampfen. — — Oder“ — plötzlich mit ganz grossen, hellen Augen — „oder haben Sze vielleicht thet irgendwas von tem gemerkt, was hier in der Nacht bassiert is?“ Deutlicher zu werden, traute er sich nicht, da er wußte, wie große Stücke sein Vorgesetzter, der Amtsvorsteher, auf den jungen Reinhardt hielt. Aber Gottfried merkte auch so, daß Brömel, als vorläufig allein anwesender Vertreter der Polizei, Verdacht gegen ihn hegte.

In nicht mehr zu bezwingender Unruhe bat er nach dem Fortgang des Gendarms die Mutter, die ihn immer wieder forschend angeblickt, um eine Unterredung unter vier Augen, und berichtete ihr knapp und der Wahrheit gemäß, was er in der Nacht getrieben, von dem Augenblick an, in dem er den Erschlagenen auf dem Flur gefunden, bis zu der Stunde, in der er nach der Trocknung seines Waffenrockes wie zerschlagen auf sein Bett niedergefallen war.

„Ich muß es Dir sagen, Mutter, damit Du später, wenn es etwa doch herauskommen sollte, nicht im Verdacht gegen mich bestärkt wirst. Denn daß Du Verdacht gegen mich hast, seh' ich Dir an!“

Todesangst in den Augen, ergriff die Mutter seine Hände. „Gottfried! Wenn Du's gewesen bist, sag's mir. Ich verrate Dich nicht; Du bist doch mein Kind. Und ich weiß doch auch, daß Du's nur getan haben kannst, um mich von meinem Verderber zu befreien!“

„Mutter!“

„Aber es ist doch sonst keiner da, der's getan haben könnte!“ Mitten im verzweifelten Ausruf sprang sie auf. „Komm', zeig' mir Deine Uniform. Ob sie Dich auch nicht verraten kann.“ Außer Atem eilte sie, ihm voran, in sein Zimmer hinauf, sah, daß der weiße Waffenrock trotz der mühseligen Behandlung nicht nur deren Spuren, sondern auch im hellen Lichte des Tages deutlich genug erkennbare verwaschene Blutflecke aufwies, faltete das Kleidungsstück zusammen und flüsterte dabei: „Den darf niemand sehen. Ich schaff' ihm beiseite. Laß mich nur machen. Und Du — ich bitte Dich — reise ab, reise ab, daß Dich die Gerichtskommission erst gar nicht mehr hier findet.“

So viel Gottfried auch seine Unschuld beteuern machte, die Mutter schüttelte immer nur den Kopf: „Es kann ja doch kein anderer gewesen sein. Wer soll es denn getan haben, wenn nicht Du?“

Trotz ihrer heißen Bitten aber blieb Gottfried wenigstens darin fest, daß er nicht Hals über Kopf auf und davonfuhr, sondern bis zu dem Zuge wartete, mit dem er sowieso in seines Regimentskameraden Fritz Reinhardt Begleitung abreisen mußte, und der zufällig derselbe war, mit dem die Kommission aus der für Rodenau zuständigen Gerichtsstadt auf dem Zerlitzer Bahnhofe anlangte.

In seine Ecke gedrückt, begleitete Gottfried im angespannt arbeitenden Geiste die schwarzgekleideten Herren mit den übertrieben ernsten und strengen Mienen auf jedem Schritt ihrer Expedition durch die Villa Strohschein, sah sie sein Zimmer durchstöbern, die Kohlenreste im Ofen und schließlich auch irgendwo im Hause den vor der Mutter versteckten, blutbefleckten Extrarock finden. Die sichere Ahnung kommenden Unheils lag wie eine schwere Last auf seiner Brust und machte ihm das Atmen zur Qual.

Saß nicht auch der sonst allzeit lustige Fritz Reinhardt, der sonst jeden Menschen mit seinem nimmermüden Schwatzen nervös machte, schweisgsam in der Ecke ihm gegenüber, und streifte er ihn nicht ab und zu mit einem mißtrauisch forschenden Blick seiner dunklen, glänzenden Augen? Und waren ihm nicht auch Plathes, die Braut einbegriffen, fast verletzend kühl und zurückhaltend begegnet, als er ihnen seinen Abschiedsbesuch gemacht, und war es nicht sonnenklar, daß der Verdacht gegen ihn, wenn er sich auch solange feige im Hinterhalt gedrückt, sofort nach seiner Abreise dreist und keck das Haupt erheben würde? Und wirklich wurde Gottfried Reinhardt, als er in seiner Garnison aus dem Zuge stieg, auf telegraphische Anweisung aus Rodenau von einer bereits bereitstehenden Unteroffiziers-Patrouille seines Regiments festgenommen und gleich vom Bahnhofe weg in die Untersuchungshaft abgeführt.

In der Hoffnung, daß man ihm seinen Besitz von Extrakleidern nicht Stück für Stück würde nachrechnen können, beantwortete Gottfried bei dem sofort vorgenommenen Verhör die Frage, ob er nur den auf seinem Leibe befindlichen Waffenrock mit in den Urlaub genommen, mit ja. Der fieberhaft eifrig arbeitenden Militärbehörde aber gelang es, ihn noch an demselben Abend nachzuweisen, daß er zwei Extraröcke besessen hätte; und auf das Forschen nach dem Verbleib des zweiten, jetzt fehlenden, erwiderte er, daß er darüber nichts anzugeben wisse. Nicht aus Torheit oder Eigensinn etwa, sondern von der quälenden Furcht getrieben, daß er mit dem Eingeständnis der Wahrheit die Mutter in den Verdacht der Beihilfe oder gar der Anstiftung des ihm zur Last gelegten Verbrechens bringen könnte. Selbstverständlich aber hatte er mit dieser offenen Lüge seine ohnehin mißliche Lage nur noch verschlechtert.

Am nächsten Tage kam der Amtsvorsteher Georg Reinhardt mit allen Anzeichen starker innerer Bewegung in das Militärgefängnis. Da man ihn indessen wegen bestehender Kollisionsgefahr nicht allein mit dem Untersuchungsgefangenen sprechen lassen wollte, blieb ihm schließlich nichts weiter übrig, als dem Neffen mit festem Händedruck zu sagen: „Ich kenne Dich; ich weiß, daß Du unschuldig bist. Und ich kann Dir nur raten, alles, was Du etwa in der fraglichen Nacht gesehen oder auch — getan hast, offen und ehrlich zu sagen — auf die Gefahr hin, daß Du dadurch einen anderen belastest!“

(Fortsetzung folgt.)



Kartenfuge zu den Kämpfen an der griechisch-türkischen Grenze: Ueberschreiten des Melunapasses und Einnahme von Elasse durch die Griechen.